Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechszehnter Jahrgang

Nr. 24 — Marburg i. H., den 12. Juni — 1902

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post=Zeitungsliste 1581 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk., Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,23 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltne Petitzeile (Nonpareille 50 v. H. Aufschlag); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Die Entscheidung in Südafrika — Lutherworte — Die Offenbarung Gottes durch seinen heiligen Geist — Der gegenwärtige Stand des „Falles“ Weingart — Los von Rom (Zur Kirchenpolitik 5) — Das Leichentuch des Herrn — Sozialmuseen — Verschiedenes: Handbuch der Frauenbewegung; Die exponierten Katechismen; Björnsons Ueber die Kraft (Achelis, Weiß); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Die Entscheidung in Südafrika

Mit wenigen Zeilen melden die Zeitungen das erschütternde Ende des südafrikanischen Heldenkampfes, daß die Burghers ihre Waffen niederlegen, ihre Kanonen dem Todfeinde ausliefern und Englands König als ihren gesetzmäßigen Souverän anerkennen. Solche Momente der Zeitgeschichte muß man in ihrer ganzen, furchtbaren Tragik innerlich durchleben, um in dem inneren Aufbäumen des Widerwillens dessen gewahr zu werden, daß unsere Seele für das Licht geschaffen ist und nicht für die Finsternis. Solche Erfahrungen machen älter und ernster, aber auch fester und entschlossener. Wenn nicht der Teufel von Zeit zu Zeit recht eklatante Triumphe feierte, würden wir ihn nicht so hassen, wie sichs gebührt.

Die Athener nach Chaironeia konnten den Verlust ihrer politischen Unabhängigkeit als den Preis betrachten, der für den Siegeszug der hellenischen Kultur durch die Welt des Orients bezahlt werden mußte. Hier aber ist kein Triumph eines höheren Prinzips der Staatsbildung oder der Kultur, nur ein Sieg brutaler Habsucht, welche ihr unermeßliches Maul aufthut, um, was ihr in den Weg kommt, zu verschlingen. Preußen nach Jena konnte im Momente des Unterliegens sich unerschlossenener geistiger und materieller Hilfsquellen bewußt werden, aus denen eine Wiedervergeltung und Wiederherstellung entspringen sollte. Hier aber ist, soweit menschliche Weisheit zu blicken vermag, jede Hoffnung tot.

Der tiefe Abscheu, mit dem uns der Sieg einer sittlich verwerflichen Politik erfüllt, ist ein Protest gegen die moderne Lehre von der Kluft, die zwischen Politik und Ethik befestigt sein soll. Diese Scheidung ist ein psychologisches Unding. Mehr als die besiegten Helden beklagen wir die Tausende von Engländern, welche geistig zu hoch stehen, um dem blöden Geschrei des Imperialismus zu erliegen, und die jetzt inmitten eines siegestrunkenen Pöbels die moralische Schmach ihres Vaterlands beweinen.

Und so viel dürfen wir Deutschen, ohne daß man uns thörichten Selbstruhm vorwürfe, doch sagen: daß kein deutscher Herrscher einen frivolen Angriffskrieg zur Beraubung und Unterdrückung eines freien Volkes unternehmen würde, auch wenn die Gelegenheit günstig, der Gewinn verlockend wäre. Dafür wäre unser Volk nicht zu haben; die ungebrochene Kraft des deutschen Idealismus würde gegenüber solcher Zumutung zu Tage treten. Daß wir uns diesen Idealismus stärken, daß wir uns das Gewissen in Fragen der Politik nicht mundtot machen lassen, weder in der Weltpolitik, noch in den viel versuchungsvolleren Fragen der inneren Politik, das ist unser Gelübde an dem Grabe germanischer Freiheit in Südafrika.

Friedrich Curtius

Lutherworte

Des Morgens, so du aus dem Bette fährest, sollst du dich segnen mit dem heiligen Kreuz und sagen:

Das walte Gott, Vater, Sohn, heiliger Geist! Amen.

Darauf knieend oder stehend den Glauben und Vater Unser. Willst du, so magst du dies Gebetlein dazu sprechen:

Ich danke dir, mein himmlischer Vater, durch Jesum Christ, deinen lieben Sohn, daß du mich diese Nacht vor allem Schaden und Fahr behütet hast, und bitte dich, du wollest mich diesen Tag auch behüten vor Sünden und allem Uebel, daß dir all mein Thun und Leben gefalle. Denn ich befehle mich, meinen Leib und Seele und Alles, in deine Hände; dein heiliger Engel sei mit mir, daß der böse Feind keine Macht an mir finde. Amen.

Und alsdann mit Freuden an dein Werk gegangen und etwa ein Lied gesungen, als die Zehn Gebote*) oder was deine Andacht giebt.

Der kleine Katechismus. 1529

Die Offenbarung Gottes durch seinen heiligen Geist

Was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, hat Gott uns offenbart durch seinen Geist. Denn der Geist erforschet Alles, auch die Tiefen der Gottheit. 1. Kor. 2,9 f.

Der letzte Satz dieser Worte des Apostels Paulus wird am liebsten und am häufigsten übersehen, weil er am seltensten verstanden wird. Und doch hat der Apostel darin unbedingt Recht behalten. Und zwar gegenüber den Verteidigern einer dem Menschen von Geburt an mitgegebenen Naturreligion, die sich mit einiger Nachhilfe mit dem Mutterwitz entwickelt, und ebenso gegenüber denen, die das religiös=sittliche Leben aller höher entwickelten Kulturvölker auf Eine Stufe stellen und es als eine je länger desto weniger bedeutende Begleiterscheinung andrer Gebiete des Strebens betrachten. Die beiden gekennzeichneten Richtungen entstammen ja in letzter Beziehung demselben Mangel: sie entspringen den Köpfen von Menschen, welche das Gefühl und Verständnis von dem, was göttliche Offenbarung ist, nicht kennen oder verloren haben. Wo aber gerade davon, was Paulus ganz erfüllt und aus dessen Fülle

*) Zwei Umdichtungen der Zehn Gebote durch Luther erschienen 1524: „Dies sind die heiligen zehn Gebot“ und „Mensch, willst du leben seliglich“.

im eigenen Erleben er in seiner Verkündigung fortwährend schöpft, Nichts empfunden wird, da kann die Behauptung: „der Geist erforschet Alles, auch die Tiefen der Gottheit“ nur als ein Phantasma, als eine Ueberschwänglichkeit, die den festen Boden der Wirklichkeit verläßt, beurteilt werden.

Paulus selbst giebt ja dem anderen Gedanken, nämlich daß die Gottesoffenbarung im Evangelium die Vollendung oder Erfüllung der der Menschheit, Juden und Heiden, von je her zu Teil werdenden Gottesoffenbarung sei, im Galaterbrief und vor allem im Römerbrief den entschiedensten Ausdruck. Aber eben darin liegt ja schon die Position einer neuen Offenbarung, die im Evangelium und in der Person Jesu Christi zur That geworden ist. Und es liegt ebenso sehr der Gegensatz darin gegen die Meinung, daß sonstige Kultur, Wissenschaft und Weisheit aus Menschenkraft diese That zu Stande gebracht habe, wie dies die Worte: „die Juden fordern Zeichen, und die Griechen begehren Weisheit, wir aber predigen den gekreuzigten Christus — — als Gottes Kraft und Gottes Weisheit“ (1. Kor. 1,22 f.) aufs deutlichste bezeugen. Einen grundsätzlichen Wendepunkt der Offenbarung Gottes an die Menschen sieht Paulus in der Erscheinung Jesu mit seiner ganzen Persönlichkeit, mit seinem Kampf auf Tod und Leben gegen das ungöttliche Wesen, mit seinem Gehorsam bis in den Tod, mit seiner Auferstehung, die ihm gleichbedeutend ist mit seiner Erhöhung. Und zwar findet dieser Wendepunkt derartig statt, daß nun die Offenbarung Gottes, die schon früher erziehend über der Menschheit gewaltet hat, nicht etwa zum Stillstand gekommen und definitiv und gesetzlich ein für alle Male fixiert ist, sondern derartig, daß nunmehr die Fülle des Reichtums der Weisheit und Erkenntnis Gottes sich erschließt, so daß er ausrufen kann: „wie ganz unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege!“ (Röm. 11,33.) Nun öffnet das früher Unbegreiflichste sich uns in Christus, und der Geist Gottes selbst giebt unserm Geiste ein Zeugnis davon über das andere. Ja, der Geist erforschet Alles, auch die Tiefen der Gottheit. Wir leben in einer Gemeinschaft mit Gott, in welcher wir, so wahr Christus lebt, ob er gleich gestorben ist, und so wahr wir uns nach Christus nicht seine Parteigänger, sondern seine Brüder und Nachfolger nennen, an dem einzigartigen höchsten Gute teilhaben, das er an den Tag brachte, und es nun als wahr empfinden, was der Apostel sagt: Alles ist euer, ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes (1. Kor. 3, 21 f.); wir sind selber Träger des Gottesgeistes geworden, welcher Alles erforschet, auch die Tiefen der Gottheit.

Es ist hier nicht unsre Sache, diese paulinische Grundanschauung von der Gottesoffenbarung in Christus durch den heiligen Gottesgeist an die Christen darauf hin zu prüfen, ob sie mit dem Christusbilde, das uns die drei ersten Evangelien des kirchlichen Kanons darbieten, übereinstimmt. Ich will nur ganz kurz auf das Eine hinweisen, was dafür entscheidend ist: der synoptische Christus stellt von Anfang an seine Verkündigung des Himmelreiches mit seiner neuen Gerechtigkeit, seinem neuen Leben in Gott als Etwas, das in ihm selbst gegenwärtig ist, hin. Er hebt diesen lebendigen Quellpunkt des Evangeliums, der in seiner Person fließt, je näher er der Entscheidung in dem gottgewollten Werke kommt, desto entschiedener hervor und macht ihn endlich zur Grundfrage, zu der er persönliche Stellungnahme von seinem Volke fordert; er bestimmt im Bundesmahle des neuen Testaments als sein heiligstes Vermächtnis sich selbst als den im Tode Gott Offenbarenden zur Speise des neuen Lebens der Seinen. Schon dieses genügt, um in seinem Sinne zu sagen: ich bin Gottes, was mein ist, soll euer werden; in mir entspringt der Quell der Offenbarung eines neuen Lebens und Verstehens auch des tiefsten Willens und Wesens meines Vaters, der Quell des Gottesgeistes in euch selbst, und macht euch zu Kindern und Erben Gottes.

Nun aber noch die praktische Frage für uns als Christen, als Verkündiger des Evangeliums in der Gegenwart, als wissenschaftliche Theologen, als Vertreter einer bestimmten Richtung, die wir wohl am besten als religiös-sozial bezeichnen. In allen diesen Beziehungen bewegt uns Eine Frage: bekennen wir uns heute ebenfalls zu einer derartigen Gottesoffenbarung in Christus, daß wir in ihr den Quell des Gottesgeistes, der auch die Tiefen der Gottheit erforscht, in uns eröffnet fühlen? Wir verstehen: das ist keine Schulfrage, sondern eine Frage des christlichen Lebens und Verstehens, das in uns ist. Aber eben deshalb ist die Antwort auf diese Frage auch entscheidend nach den bezeichneten Seiten unsrer Stellung zu Christus mitten im modernen Leben. Es scheint eine ganz undurchführbare, auch für die wahren und reifen Christen mindestens höchst gefährliche Lage zu sein, in die wir uns stellen, wenn wir eine lehrgesetzliche Autorität der Kirche nicht anerkennen und mit Paulus sprechen: „der geistliche Mensch richtet Alles und wird von Niemandem gerichtet“ (1. Kor. 2, 15), oder mit Luther: „ein Christenmensch ist ein freier Herr aller Dinge“ (Von der Freiheit eines Christenmenschen). Aber wie kommt uns dabei die Erfahrung zu Gute, die Paulus im Zusammenhange mit dem Worte, von dem ich ausging, ausspricht: „auch ich, liebe Brüder, konnte damals nicht mit euch reden als mit Geistlichen (Geisterfüllten), sondern als mit Fleischlichen, als mit noch unmündigen Christen. Milch habe ich euch zu trinken gegeben und nicht feste Speise; denn dazu waret ihr noch nicht reif; auch seid ihr es jetzt noch nicht, denn ihr seid noch fleischlich.“ (1. Kor. 3, 1 ff.) Und ferner: „Nicht wir haben Christum ergriffen, sondern wir sind von Christus ergriffen worden.“ (Philipp. 3, 12.) Und dem ganz entsprechend 1. Joh. 4, 10: „Darinnen stehet die Liebe, nicht daß wir Gott geliebt haben, sondern daß er uns geliebt hat.“

Wir sind leicht geneigt, unser höchstes Gut auf unsre That des Glaubens, auf unsre Kraft der Liebe zurückzuführen und es zu vergessen, daß wir ja selbst noch unvollkommen und nur soweit mündig sind, als wir die klare und entschiedene Erfahrung unsres Ergriffenseins vom heiligen Gottesgeiste machen. Wir stehen mitten im Kampf, und nur soweit sind wir Helden oder Sieger, als die unsern natürlichen Menschen überwältigende Erfahrung in uns gemacht wird von der lebendigen mächtigen Gegenwart Gottes durch seinen heiligen Geist.

Und andrerseits: wir sind nicht als Einzelne, d. h. unabhängig von der Gemeinde Jesu, sondern wie durch ihre Entwickelung und Ueberlieferung so auch durch den in ihr gegenwärtig wehenden heiligen Gottesgeist zum höchsten Stande berufen. Wohl ist unser Verkehr mit Gott und mit Christus durch den Geist das seligste persönliche Erlebnis des Einzelnen, und wir können nötigenfalls der ganzen Welt damit gegenüber treten. Aber nur dadurch, daß wir uns mit den Brüdern in Einem Geist, Einem Herrn und Einem Gott zu der Einen Gemeinde geeint wissen, in der Jeder dem Andern die gleiche göttliche Liebe schuldet und in der ein fortwährender Austausch der Himmelskräfte stattfindet, die der Geist der Liebe in uns auslöst, stehen wir wirklich als die Berufenen sicher da. Da die Gemeinde Jesu also fortwährend durch den in ihr waltenden Geist neu erzeugt wird und nicht nur die verschiedensten Gaben, Aemter und Kräfte, sondern auch die verschiedensten Stufen der Vollkommenheit und Mündigkeit in sich birgt, so haben wir nun die rechte Antwort auf unsre Frage.

Ja wohl, wir bekennen uns auch heute, obwohl wir Christus nach dem Fleisch nicht kennen und obwohl die Zeit der Gründung der Gemeinde Jesu durch den heiligen Gottesgeist weit, weit hinter uns liegt, dennoch ohne alle Einschränkung zu diesem Geist, der einst den Grund gelegt, der gebaut und gekämpft und immer neu die Herzen sich gewonnen hat, der auch unter uns offenbarend waltet und uns in die Tiefen der Gottheit hineinblicken läßt. Beruft er uns zum Höchsten, durchbricht er stets aufs neue alle Schranken der Gesetzlichkeit in der Lehre und im Kultus, macht er uns zu freien Erben Gottes in Christo, so bindet er uns andrerseits so fest und so selig durch die Liebe mit unserm Herrn und unter einander, daß uns auch größeste Not, auch schwerster Kampf nicht trennen kann.

Ja wohl: Pietät gegen das, was der Geist einst durch die ursprünglichen Zeugen seiner Offenbarung in Christus gesprochen hat, wie gegen das, was im Laufe der Geschichte der Christenheit der Geist in- und außerhalb der Kirche in Wort und That gewirkt hat, — daß wir es verstehen und würdigen als

Geist von unserm Geist, auch wenn es in unserm Denken sehr fremden Formen auf uns gekommen ist! Aber Festhalten an der Freiheit, zu der uns Christus berufen hat im Geiste, freie Entscheidung über das, was ewig, und das, was vergänglich ist in dem Ueberkommenen, auch in der Sammlung des kirchlichen Kanons.

Ja wohl, liebevolle Schonung der größeren Zahl der Gemeindeglieder, die die überlieferten Lehrformen und gottesdienstlichen Geberden von dem religiösen Inhalt noch nicht scheiden können. Aber allzeit Bereitschaft zum Bekennen und Rechnunglegen, wo es begehrt wird, und allzeit entschiedenes Betonen des Wichtigsten im Unterschied vom Unwesentlichen, und Erziehung der Gemeinden zum Wachsen und Zunehmen in der Freiheit, zu der uns Christus befreit hat.

Ja wohl, Ordnung im kirchlichen Leben und Lehren, aber vor allem Verbleiben im heiligen Gottesgeiste und Geltendmachen dieses Geistes, der Alles erforscht und uns die Tiefen der Gottheit selbst eröffnet. Nicht ängstliche Zurückhaltung, als ob wir uns diesen Geist nicht zutrauten, sondern Gewißheit, Freudigkeit im Kampfe für die Ueberwindung der großen Schwierigkeiten beim Uebergange vom lehrgesetzlichen zu dem religiösen christlichen Leben. Denn „der Herr ist der Geist, wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit."

Heinrich Ziegler

Der gegenwärtige Stand des „Falles" Weingart

Der „Fall" Weingart hat seine Bedeutung durch die mannigfaltigen kirchlichen Fragen erlangt, die durch ihn wachgerufen sind. An sich war er eigentlich nur eine Entgleisung aus dem religiösen in das liberal-doktrinäre Gebiet. Sie hatte (unbeachtet) mit Weingarts Erörterung wissenschaftlicher Fragen in der Predigt begonnen. Sie setzte sich fort durch eine Synodalrede Weingarts; und sie vollendete sich durch eine Ansprache, die er nach seiner Amtsentlassung hielt. Solch eine Entgleisung vergiebt man der Jugend; aber man bestraft sie nicht durch Enthebung vom Amte. Das versteht sich vor allem dann von selbst, wenn der Redner, wie es hier der Fall war, ein religiöser Mensch und wohl im Stande ist, seine Gemeinde für die Religion Jesu zu begeistern. Vor allem ist das da eine ernste Pflicht, wo eine Orthodoxie herrscht, die überhaupt Religion und Lehrbegriff nicht zu unterscheiden vermag. Ein religiöses Manko war Weingart nicht nachgewiesen worden, nur eine von der seiner Richter abweichende Ansicht über rein geschichtliche Fragen, über das leere Grab und die Beschaffenheit der Leiblichkeit des wiedererscheinenden Christus. Und nicht frivol, sondern im apologetischen Interesse hatte Weingart seine Ansichten ausgesprochen. Die Meinung, daß es überhaupt gestattet sein müsse, im apologetischen Interesse moderne Theologie, auch polemisch, in der Predigt zu verwenden, lasse ich hier bei Seite. Ich teile sie nicht und werde sie nie teilen.*) Für die nachfolgende Erörterung genügt die Beweisführung von meinem Standpunkt aus schon deshalb, weil er für die Richter Weingarts günstiger, für ihn selbst ungünstiger ist.

Was also war, wenn wirklich auf Weingarts Seite ein Irrtum vorgekommen war, nach seiner Entlassung zu thun? Man wendete sich mit einer Petition, und zwar mit einer vortrefflichen, an den Kaiser. Man bat, im Gnadenwege die Amtsenthebung in einen (nach meiner Meinung verdienten) Verweis umzuwandeln. Das war recht und gut. Das Begnadigungsgesuch ward abgelehnt. Was mußte nun geschehen? Weingarts Amt war (durch die Gemeinde) neu zu besetzen. Die Gemeinde, die Hauptperson bei dem allen, war noch gar nicht gehört. Da mußte die Gemeinde Weingart auffordern, sich von Neuem zu bewerben. Weingart mußte fest versichern, daß eine der früheren ähnliche Verfehlung nicht wieder vorkommen solle. Die Verhandlung mit ihm mußte von Neuem aufgenommen, es mußte nun endlich darüber entschieden werden, ob auf seiner Seite ein religiöses Manko vorliege. Es mußte klar werden, ob die Behörde mit der religiösen Korrektheit sich begnüge, oder ob sie auch die Unterwerfung unter den überlieferten Lehrbegriff fordere. Dazu kam es nicht. Man ging über den „Fall" Weingart hinweg und begnügte sich damit, daß die Behörde eine ihr vielleicht nicht ganz genehme Neuwahl bestätigte. Erfreulich war dieser Verlauf nicht. Die Gemeinde, die dem Entlassenen treu anhing, war eben von dem Mißgeschick, das sie betroffen hatte, überrascht worden. Wäre es zu einer Wiederwahl Weingarts gekommen, hätte nun über die Frage entschieden werden müssen, ob die religiöse Korrektheit genügen oder wirklich, wie in der römischen Kirche, die dogmatische Gebundenheit herrschen solle — dann war auf jeden Fall Klarheit und damit ein Fortschritt erreicht. Auch im ungünstigsten Falle war dann viel gewonnen. Der Anblick eines unerfreulichen Kampfes zweier doktrinärer Richtungen war geschwunden. Die zu Weingart hielten, konnten mit gutem Gewissen und mit voller Freudigkeit in den Kampf dafür eintreten, daß unserm Volke der Quell des Seelenheils nicht durch doktrinäre Bedingungen versperrt werde.

Dazu kam, daß die dringendste Veranlassung vorlag, in dieser Beziehung Klarheit zu schaffen. Uhlhorn hatte in der Synode versichert, Weingart sei nur deshalb entlassen worden, weil er das Recht beansprucht habe, statt des Bekenntnisses der Kirche auch Lehren moderner Theologen in der Predigt zum Vortrag zu bringen. Weingart und sein Verteidiger hatten das für eine „objektive Unwahrheit" erklärt. Kein ruhiger Beurteiler wird meinen, daß von der einen oder von der andern Seite absichtlich die Wahrheit entstellt worden sei. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß man beiderseits, wie das so oft geschieht, Bekenntnis und Lehrbegriff verwechselt hat. Von dem Bekenntnis, vom evangelischen Christentum, kann und darf am wenigsten ein Prediger abweichen. Lehrbegriffe aber gehören überhaupt nicht in die Predigt, weder der Lehrbegriff Schleiermachers noch der Melanchthons. Sonst hätte auch der Papst das Recht, den seinen als bindend geltend zu machen. Es ist das Unheil der katholischen Kirche, daß sie die religiösen Begriffe (Gottes Reich, Gottes Wort, Bekenntnis) und die geschichtlichen (Kirche, Bibel, Lehrbegriff) vereinerleit hat. Und es ist unser Unglück, daß wir davon noch immer nicht loskommen. Gewiß ist in unseren sogenannten Bekenntnissen das Bekenntnis enthalten, außerdem aber eine Fülle dogmatischer Auseinandersetzungen mit der römischen Kirche, an denen gegenwärtig kein einziger evangelischer Theolog in ihrem ganzen Umfange festhält. Da hilft kein Reden von „milder Praxis". Es ist auch nicht nötig. Die Reden Jesu, die Geist und Leben, ganz Religion, sind, machen uns klar, was in unseren „Bekenntnissen" Bekenntnis, und was Dogmatik ist. Die vorhandene Unklarheit muß endlich überwunden werden. Ist einmal ein Martyrium vorhanden, dann darf es nicht unbenutzt bleiben. Es muß dazu helfen, Klarheit über den Unterschied zwischen Doktrin und Bekenntnis zu schaffen. Das ist die Bedeutung des „Falles" Weingart. Er muß dazu helfen, das Entstehen neuer „Fälle" zu hindern.

In seiner bisherigen Gemeinde übergangen, bewarb sich Weingart um das bescheidene Pfarramt zu Nöda im Großherzogtum Sachsen-Weimar. Man hatte gehofft, daß man dort Bekenntnis und Lehrbegriff unterscheiden und sich auf den evangelischen Standpunkt stellen würde. Auch diese Thür war für den Armen verschlossen. Er meldete sich nun für das Pfarramt einer kleinen Gemeinde im Bremer Gebiet. Die Entscheidung steht noch aus. Inzwischen ward in einer andern Osnabrücker Gemeinde ein Pfarramt erledigt. Ueber 3000 Gemeindemitglieder forderten Weingart zur Bewerbung auf. Er hat sich beworben. Erfolgt die Wahl im Bremischen, dann erledigt sich die Osnabrücker Frage. Erfolgt sie nicht, dann wird der nichts weniger als kampfesfreudige Mann der Anlaß zu einer der wichtigsten Entscheidungen für unsere Landeskirchen sein. Es wird sich jetzt nun wirklich darum handeln, ob außer dem freudigen Bekenntnis zum evangelischen Christentum das

*) Ich darf hier wohl auf meine kleine Schrift „Die Beendigung des Kampfes um das Lehrgesetz", Breslau 1901, verweisen.

Dogma und überhaupt die Wissenschaft des 16. Jahrhunderts bindende Macht in unseren Landeskirchen haben soll. Alle Möglichkeiten, dem Kampfe zu entgehen, hat Weingart ergriffen. Versagen sie alle, dann kann der Kampf mit gutem Gewissen, mit Gott, begonnen werden. Es handelt sich in ihm einfach um die Erfüllung einer unabweisbaren Pflicht. Weingart selbst wird nach einer schweren Leidenszeit, alle wissenschaftlichen Wünsche vergessend, nur das lautere Evangelium predigen. Es hat wohl kaum eine so ernste Zeit gegeben wie die unsere. Nichts kann sie retten als das Eine, daß ihr das Evangelium lauter und rein, frei von Orthodoxie und Liberalismus, gepredigt werde. Ich wohne Böhmen nahe. Ich höre unablässig, wie man dort nach Religion sich sehnt, aber auch immer wieder sagt: schickt uns nur tüchtige, wirklich religiöse Prediger; sollen wir nur einen Stein mit dem anderen, das katholische Dogma mit dem protestantischen, vertauschen, dann sind wir verloren. Möge denn Gott, wenn es in Hannover zur Entscheidung kommt, die Herzen lenken, das Rechte zu treffen und die nun schon so lange blutende Wunde zu schließen. Meinerseits habe ich auch diese Worte im Dienste des Friedens geschrieben. Ich habe vom Anfang an sehr entschieden ausgesprochen, was mir an Weingarts Verhalten mißfallen hat. Ich habe scharfen Tadel deshalb erfahren. Meine Tadler schweigen; ich aber will treu zu meiner Position stehen, die nicht Parteisache, sondern Sache des Glaubens mir vom Anfang an gewesen ist.

Sulze

Los von Rom

(Zur Kirchenpolik 5. Vgl. Nr. 14, 16, 18, 22)

„Eine Vielheit der Konfessionen ist an sich ja geistiger Reichtum und daher eine Kraftquelle“, schrieb neulich Karl Jentsch. Damit ist ein Ideal formuliert. Das entgegengesetzte Ideal würde sein: Ein Staat, Ein Volk, Eine Konfession.

Wir eignen uns den Satz von Karl Jentsch durchaus an und werden im Verlauf dieser kirchenpolitischen Aufsätze leicht wieder darauf zurückkommen. Das Ideal gilt nicht nur gegenüber der katholischen Kirche. Aber von ihr, oder von ihr und dem Protestantismus, ist hier vorläufig allein die Rede. Und sofern Katholizismus und Protestantismus sich fremd und ausschließend gegenüber stehen, daß man füglich nicht von zwei Konfessionen einer Religion reden kann, sondern zwei Religionen unterscheiden muß, fallen sie nicht unter obigen Spruch. Vielheit von Religionen ist kein Glück für ein Volk und für ein Staatswesen. Die Zerklüftung ist zu groß, die auseinander treibenden Mächte sind zu mächtig. Unsere deutsche Geschichte zeugt in unverlöschten Lettern von dem tief wirkenden Verderben solcher Zustände.

Aber wir sind inzwischen trotz Allem jener Idee näher gekommen. Protestantismus und Katholizismus haben sich trotz Allem in den letzten drei Jahrhunderten von Religionen zu Konfessionen entwickelt. Die Möglichkeit ist trotz Allem näher gerückt, daß ihr Nebeneinander in unserm Volkstum und Staatswesen Reichtum und Kraftquelle wird. Jede vernünftige Kirchenpolitik in Deutschland kann nur dieses Ziel ins Auge fassen, mag sie von Staaten oder Kirchen, Parteien oder Individuen betrieben werden.

In diesem Sinne sind wir dem Verlangen unsrer Katholiken nach Geltung und Verständnis willig entgegengekommen. Wir können ihnen nicht so weit entgegenkommen, daß wir unsern protestantischen Charakter aufgeben, das versteht sich. Wir müssen im Gegenteil auch noch von ihnen erwarten, daß sie uns ein gewisses Maß von Verständnis und Vergunst entgegenbringen. Thatsächlich ist das bei uns in Deutschland in vielen öffentlichen Aeußerungen der katholischen Presse und der katholischen Partei in unsern Parlamenten der Fall. (Warum sammelt man diese Aussprüche nicht?) Aber an einem Punkte werden unsre Katholiken nervös und verlieren ihre Besonnenheit ganz. Gegenüber der Los von Rom-Bewegung!

Von der Los von Rom-Bewegung ist in diesen Spalten oft und auf mancherlei Weise die Rede gewesen, mit begeisterter Zustimmung und kritisch abwägend, immer aber als von einer Sache, die zu unterstützen uns Pflicht und Freude ist. Hier gilt es sie kirchenpolitisch einzuschätzen.

Da ist zunächst ihre Bedeutung für die katholische Kirche eine unermeßliche. Was Oestreich, Frankreich, Belgien, Italien, Spanien fehlt — ist die Vielheit der Konfessionen. Als geistiger Reichtum und Kraftquelle. Die Monarchie, das Monopol der katholischen Religion ist ein Unsegen für diese selbst. „Ein erleuchteter österreichischer Katholik kann sich gar nichts Besseres wünschen als eine Abfallbewegung, und er wird an der von den Alldeutschen eingeleiteten Nichts auszusetzen finden, als daß sie so spät kommt und viel zu schwächlich ist.“*) Lassen wir das Urteil über Schwäche oder Kraft der Bewegung dahingestellt — in allen katholischen Ländern regt sich die Bewegung, und in allen ist sie für den Katholizismus selbst eine Notwendigkeit. Bleibt sie zu schwach, um so schlimmer für ihn. Aber thatsächlich übt ja schon die geringe Abfallsbewegung, die überall mehr oder minder sich regt, auf ihn ihre regenerierende Wirkung aus. In Oestreich legt das Ehrhardsche Buch ebenso Zeugnis davon ab wie die Neugestaltung des Leitmeritzer Priesterseminars. Nicht nur in den Ziffern erfolgter Uebertritte, nein gerade auch in den Bußrufen einzelner ernster und freimütiger Katholiken, die ihrer Kirche treu bleiben, und in kirchlichen Reformen, die das religiöse Element im Katholizismus stärken, begrüßen wir einen Gewinn aus der Los von Rom-Bewegung.

So stehen wir, weil wir Christen sind. Der Freigeisterei ist jede religiöse Regung und Neubelebung ein Dorn im Auge. Lebt der verfluchte Nazarener immer noch? Ecrasez l'infame! Aber diesen Gefallen thut der Herrgott, thut die Weltgeschichte unsern großen und kleinen Voltaires eben nicht!

Unsre Katholiken aber sollen uns nicht verdenken, wenn wir an dem protestantischen Charakter der neuen religiösen Antriebe unsre Freude haben. Thatsächlich ist der Gewinn, den protestantische Gesinnung und protestantisches Kirchentum von der Los von Rom-Bewegung bisher gehabt haben, ein viel größerer. Die paar Zahlen von Uebergetretenen machen es wiederum nicht. Zwar sie sind nicht zu verachten: uns Protestanten wiegt die Befreiung einer Person mehr als die Herrschaft über die Massen. Und gerade der langsame Fortschritt des Zuwachses, den wir erleben, verbürgt uns einigermaßen Wert und Stetigkeit der Bewegung. Die Verbindung mit dem Draufgängertum der alldeutschen Heißsporne drüben mag uns ärgern und stoßen: zuverlässige Berichte treuer Arbeiter am Werk schenken uns Anteil an mancher echten, tiefen Erfahrung. Und gewisse Thatsachen stehn doch vor Aller Augen. Die evangelische Kirche A. und H. C. in Oesterreich, von der Niemand sonst Etwas spürte, wenn er nicht etwa im Gustav-Adolf-Verein an ihre Miseren erinnert wurde, ist auf einmal ein lebendiges Glied im Kreise unsrer Kirchen geworden. Ihre Bitten sind noch reichlicher, aber sie sind voll Kraft und Hoffnung geworden. Selbstbewußtsein und das Gefühl einer Aufgabe gewinnt der österreichische Protestantismus je mehr und mehr. Die kirchliche Organisation dehnt sich aus und ihre Maschen verdichten sich zugleich.**) Der k. k. Oberkirchenrat, offensichtlich in schwieriger Lage, dämpft doch wenigstens nicht und wird hoffentlich mit immer noch wachsender Tapferkeit und Weisheit thun, was er kann. Kurz, für die Geschichte unsrer Kirche, die sich heute abspielt, ist dieser österreichische Ableger neu gewonnen und zu

*) Karl Jentsch in Nr. 34 der Zukunft. Er fährt fort: „Eine so verkommene Gesellschaft wie die österreichischen Katholiken muß mit Skorpionen gepeitscht werden, wenn sie sich zur Selbsterneuerung aufraffen soll.“ — Jenes erste Wort von Karl Jentsch findet sich in Nr. 31 der Zukunft.

**) Im vorigen Monat wurde in Oestreich der Grundstein zu sieben evangelischen Gotteshäusern gelegt. In dem Jahrzehnt 1890 bis 1900 vermehrten sich in Oestreich die Römisch-Katholischen um 9,2, die Griechisch-Unierten um 10,9, die Evangelischen um 13,8 Prozent. Vgl. Evangelische Kirchenzeitung für Oestreich Nr. 11. Diese Zeitung (Postnummer für Deutschland 2382 a. Jährlich 6 Mk.) sollte auch im Reich mehr gelesen werden. Sie unterscheidet sich von der Wartburg durch den Verzicht auf das Unterhaltende und Erbauliche, ist Kirchenzeitung im guten Sinne des Wortes.

ungeahnter Wichtigkeit gekommen.

Und das erwachte Leben draußen wirkt auf die evangelischen Kirchen im Reich. Die offiziellen Instanzen deutscher Landeskirchen haben soviel Charakter gehabt, die Unterstützung der österreichischen Bewegung an ihrem Teil mitzupflegen; Ephorien und Synoden haben sich als Pfleger bestimmter österreichischer Gemeinden oder Stationen aufgethan. Das ist bei der Verquickung unsers Kirchentums mit dem Staat und der Empfindlichkeit unsrer auswärtigen Politik gegen Unbequemlichkeiten eine sehr erfreuliche Thatsache. Es wäre aber auch verhängnisvoll für unser Verhältnis von Kirche und Staat, wollte der Staat hier mit rauher Hand in die kirchlich-religiösen Interessen eingreifen; die Anteilnahme geht zu tief, er würde den Schaden davon haben.

Ein Zeichen höher gehenden Lebens infolge der Los von Rom-Bewegung ist auch die am 18. April 1900 geborene „Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums", die ausdrücklich darauf ausgeht, das Werk der Reformation an unsern katholischen Brüdern fortzusetzen. Die Katholiken sind über diese Gründung besonders empört; auch der Bischof von Rottenburg hat in seiner Gmünder Rede dieser Empfindung Worte gegeben. Indessen, wo religiöses Leben und religiöse Gemeinschaft, da ist auch Missionstrieb. Man kann zweifelhaft sein, ob eine protestantische Mission notwendig oder statthaft ist an Katholiken, die mitten unter Protestanten wohnen. Ich würde für meine Person darauf mit Nein antworten, ebenso wie ich Judenmission für berechtigt nur dort halte, wo Juden unbekannt mit christlichem Wesen allein mit Ihresgleichen zusammen wohnen. Aber im Prinzip besteht das Recht auf Propaganda für jeden frommen Menschen und für jede fromme Gemeinschaft. Dies „Naturrecht" sollten die Katholiken Andersgläubigen nicht bestreiten, machen sie doch selbst davon Gebrauch. Ein friedliches Zusammenwohnen von Katholiken und Protestanten in einem Volke wie überhaupt in der Welt wäre um den Preis des Verzichts auf gegenseitige Propaganda zu teuer erkauft, denn dieser Preis würde vom Herzblut der Frömmigkeit selbst gezahlt werden. Nur die Art der Propaganda darf jenes Zusammenwohnen nicht unmöglich machen; regeln wir also unsre Missions- und Evangelisationsmethoden auf Gegenseitigkeit!

Unter allen Umständen ist das offene Vorgehen jener Ausbreitungsgesellschaft*) und alle ehrliche Los von Rom-Agitation viel weniger anstößig als versteckter Seelenfang. Was aber das Kampfgeschrei und die Polemik anlangt, so wird ohne Unterlaß auf beiden Seiten gefehlt.**) Und es giebt viele Protestanten, die von Herzen gern die evangelische Bewegung in Oestreich und wo sonst unterstützen, von der Wirkung der konfessionellen Streitschriftstellerei aber sehr wenig halten. Streitschriften entstehen von selbst, wo die Geister auf einander platzen. Auch darf die Auseinandersetzung nicht dem augenblicklichen Bedürfnis und dem Kleinkampf überlassen bleiben, sie verwildert sonst. Aber das Beispiel, das einst Hases Polemik im Ton und im Verständnis der Gegenseite gegeben hat, wahrlich auch praktisch nicht zum Schaden unsrer Seite, sollte niemals vergessen werden. Der Nutzen einer forschen Polemik kann unsers Erachtens nicht niedrig genug angeschlagen werden. Dadurch wird von den Gegnern keiner bekehrt, aber mancheiner verstockt. Ausbau des eignen Landes, Aufbau der eignen Kirche ist die beste Waffe im konfessionellen Krieg. Es bildet nicht den schlechtesten Ruhm der Reformationskirche, daß die besten und tüchtigsten Katholiken die sind, die mit dem Protestantismus örtlich und geschichtlich Fühlung haben. Darnach gilt es zu handeln, wollen wir noch Viele frei von Rom machen. So arbeitet ja auch der Evangelische Bund in seinen Zweig- und Ortsvereinen vielerwärts schlicht kirchlich-praktisch: von der Polemik könnte er nicht leben.

Aber wie sehr unsre auswärtige Kirchenpolitik ihre Kraft in der inneren Arbeit haben wird: über Eins dürfen unsre Katholiken sich nimmermehr wundern — über unser andauerndes Interesse an ihrem römischen Wesen. Denn wir sind thatsächlich eine Los-von-Rom-Kirche, unsre Frömmigkeit ein Los-von-Rom-Christentum. Unser Glauben und Denken, unsre Moral und unser Kultus ist im Abfall von der römisch-mittelalterlichen Kirche und Frömmigkeit geworden. Für das Recht und die Notwendigkeit dieses Abfalls haben wir ohne Aufhören den Beweis zu führen. Darum muß ja jede Los von Rom-Bewegung, wo immer in der Welt, groß oder klein, uns mit so lebhafter Genugthuung erfüllen, weil sie die große Kirchenspaltung, in der wir stehen, immer neu rechtfertigt. Sie zeigt uns, daß die Schäden, die uns von unsrer „Mutter" Kirche trieben, noch immer bestehen. Und sie lehrt uns, die Güter, deren wir uns nun in unsrer Freiheit erfreuen dürfen, immer fester und tiefer fassen.

Damit sind wir an einem Punkte angelangt, wo der Blick sich den Zuständen unsrer Kirche zuwenden mag. R

*) Vgl. „Die Reformation" Nr. 3—6: Eine Reformationsgesellschaft im zwanzigsten Jahrhundert. Ich habe aber trotz Lesung dieser Artikel kein Bild davon, wie die Gesellschaft arbeiten will. Nehme ich an: ähnlich wie die (unkirchlichen) Gemeinschaften und Sekten an unsern Landeskirchen arbeiten, so muß sich die römische Kirche das gefallen lassen, wie wir uns jenes gefallen lassen müssen, und mit geistigen Waffen dawider kämpfen.

**) Z. B. hat das gegenseitige Schelten auf Gustav-Adolf- und Bonifazius-Verein gar keinen Wert. Die beiden Bestrebungen haben jede ihr Recht in der Existenz ihrer Kirche und sind ihrem idealen Zweck nach identisch.

Das Leichentuch des Herrn

1

Ein seltsames Schauspiel bot jüngst die Pariser Akademie der Wissenschaften. In ihrer naturwissenschaftlichen Sektion (académie des sciences) trug ein Zoologe vor dichtbesetzten Tribünen die Resultate eines Kollegen Paul Vignon vor, der auf dem Wege photographischer Untersuchung den Beweis der Echtheit einer viel umstrittenen Reliquie erbracht habe. Die gelehrte Körperschaft hat diese Darlegung mit pietätvollem Schweigen angehört. Man darf allerdings der Privatäußerung eines Mitgliedes Glauben schenken, daß nur die Höflichkeit sie gehindert habe, zu sagen, wie dumm ihnen die Sache erschienen sei. Im Publikum hat dieses gelehrte Schweigen doch einen andern Eindruck gemacht. Daß in der französischen Akademie die Echtheit der Reliquie konstatiert worden sei, ging durch alle Zeitungen. Dann aber hat in der historischen Sektion (académie des inscriptions et belles-lettres) der Direktor der Nationalbibliothek, Leopold Delisle, einer der hervorragendsten Gelehrten, kurz und bündig erklärt, daß die historische Kritik die Unechtheit der in Rede stehenden Reliquie ein für alle Mal festgestellt habe! Hiervon hat die Presse wenig Notiz genommen!

Es handelt sich um das sogenannte heilige Leichentuch von Turin, das seit einer Ausstellung kirchlicher Kunst im Jahre 1898 die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich gelenkt, zugleich eine lebhafte litterarische Diskussion veranlaßt hat. Es ist ein vergilbtes Linnen von 4,10 Meter Länge und 1,40 Meter Breite, durch Faltung und Brandflecken arg beschädigt. Darauf erkennt man in Braun auf der einen Hälfte die ausgestreckte Gestalt eines Menschen, nackt, die Hände vorn zusammengelegt, die Augen geschlossen, auf der andern Hälfte dieselbe Gestalt offenbar vom Rücken aus gesehen. Dies soll das Tuch sein, in das Joseph von Arimathia Jesu Leichnam einschlug, um ihn vom Kreuze zum Grabe zu bringen. Wunderbar habe sich darin, indem man es über den Kopf herumlegte, die Gestalt Jesu von vorn und von hinten abgedrückt. „Gott, der du uns in dem heiligen Leichentuch, darinnen dein hochheiliger Leib, vom Kreuze genommen, von Joseph eingewickelt ward, deines Leidens Spuren hinterlassen, gieb gnädiglich, daß wir durch dein Sterben und Begräbnis zur Auferstehungsherrlichkeit gelangen, der du lebst und regierst in Ewigkeit, Amen" — so lautet das auf den offiziellen, vom Erzbischof von Turin unterschriebenen photographischen Abbildungen vorgedruckte Gebet. Der Kultus der Reliquie ist seit 1898 sehr in Aufschwung gekommen, da die Zuversicht zu ihrer Echtheit durch eine überraschende Entdeckung unermeßlich gesteigert

worden ist: dessen bedarf ja eine Reliquie in unserer kritisch gestimmten Zeit. Als man nämlich das Tuch photographierte — übrigens bei transparentem Licht —, ergab sich statt des zu erwartenden Negativ auf der Platte ein Positiv. Also — folgerte man — ist das Bild selbst ein Negativ, d. h. eine Photographie Jesu! Kein ganz neuer Gedanke, hat man doch auch das Schweißtuch der Veronika schon als eine solche bezeichnet, haben deshalb doch die Photographen Frankreichs jene jerusalemische Matrone zu ihrer Patronin erhoben. Ein photographischer Abdruck Jesu, der bei der Reproduktion als Negativ wirkt, das ist der Trumpf, der von allen Verteidigern der Echtheit immer wieder ausgespielt wird. Was Herr Vignon darüber hinaus gebracht hat, ist eine physiologische Erklärung des Wunders: die Schweißausdünstungen eines nach langen Leiden Verstorbenen können auf einen eigens dazu präparierten Stoff — Joseph brachte ja an hundert Pfund Myrrhen und Aloë hinzu — eine chemische Wirkung ausüben, die der Photographie analog ist. Also eine Reliquie von übernatürlicher Kraft, entstanden durch ein natürliches Wunder!

Und dennoch ist sie nicht echt! Das hat schon mit der ganzen Schärfe seines Zornes gegen allen Reliquienkult Calvin in seinem Traicté des reliques 1543 dargelegt, an den auch in dem jetzigen Streit von einer Seite mit Recht erinnert wurde: wie hätten die Evangelisten von einer solchen Sache schweigen können! Dies Argument genügt schon für evangelische Christen, zumal wenn hinzukommt, daß bis ins siebente Jahrhundert von einem solchen Tuche nie und nirgends die Rede ist, vom siebenten bis zwölften Jahrhundert nicht von einem Bilde auf ihm. Erst um 1200 tritt uns bei einem um seiner naiven Wundergläubigkeit willen bekannten französischen Kreuzfahrer in Bezug auf das in der Blachernen Kirche zu Konstantinopel aufbewahrte Tuch der Gedanke entgegen, darauf sei die Figur Jesu Christi zu erkennen gewesen. Erst im vierzehnten Jahrhundert tauchen in Frankreich mehrerenorts solche Tücher mit Bildern auf, nach 1349 zu Besançon mit einfacher Figur, zwischen 1352 und 1356 zu Lirey mit doppelter Figur. Letzteres ist ein und dasselbe mit dem jetzigen Turiner Tuch. Ueber die Herkunft dieser Tücher von Besançon und Lirey sowie über ihr gegenseitiges Verhältnis gingen die Meinungen sehr auseinander, vgl. meine „Christusbilder" 1899, S. 72—79. Es ist das Verdienst des durch zahlreiche historische Arbeiten rühmlichst bekannten Domherrn von Romans, Ulisse Chevalier, daß er auf Grund archivalischer Studien diese Geschichte in das hellste Licht gerückt hat. Seine erste gegen die Echtheit der Reliquie gerichtete Broschüre von 1899 fand noch lebhaften Widerspruch; das Hauptwerk von 1900 mit dem gesamten Dokumenten-Material hat bei allen Sachverständigen den Eindruck des abschließenden, unwiderleglichen Beweises hervorgerufen; in einer Replik von 1902 kann er als Triumphator mit seinen Gegnern abrechnen. Die Geschichte des Leichentuches von seiner Entstehung in den Jahren 1352—56 bis zu seiner Ueberführung nach Turin, vom ersten Tage an eine Geschichte des Kampfes um die Echtheit, steht mit einer fast dramatischen Lebhaftigkeit vor uns.

2

Im Jahre 1352 gründete Geoffroy I. von Charny auf seiner Besitzung Lirey (neunzehn Kilometer südlich von Troyes) eine Kollegiatkirche für sechs Kanonici, nicht etwa speziell zur Aufbewahrung einer so kostbaren Reliquie wie des heiligen Leichentuches: die sieben ältesten Dokumente über jene Gründung erwähnen ein solches überhaupt nicht, ebensowenig ein Ablaßbrief für Lirey von 1357. Doch begannen schon vor dem 1356 erfolgten Tode Geoffroys die Kanonici ein von ihm gestiftetes Linnen mit dem Bildnis des Herrn als das heilige Leichentuch der öffentlichen Verehrung darzubieten. Bald strömte das Volk in Schaaren herbei. Doch der Bischof von Troyes, Heinrich von Poitiers, verbot die Ausstellung und ließ das Tuch aus der Kirche entfernen, nachdem festgestellt worden war, daß die angeblichen Wunder auf Aussagen bestochener Zeugen beruhten und das Bild auf dem Linnen von einem Maler hergestellt sei, wie dieser selbst eingestand. Es vergehen 34 Jahre. Da weiß Geoffroy II. von dem päpstlichen Kardinallegaten Petrus von Thury im Jahre 1389 die Erlaubnis zur öffentlichen Verehrung des Tuches in der Kathedrale von Lirey zu erwirken. Aber der Bischof von Troyes, Peter von Arcis, ruht auch nicht: zwar sein Verbot bleibt erfolglos; es wird durch Appellation an die Kurie beantwortet; ihm selbst erlegt Papst Klemens VII. Stillschweigen in dieser Sache auf. Da wendet er sich an den König, und Karl VI. zieht sofort die Geoffroy II. erteilte Erlaubnis zurück und will das inkriminierte Heiligtum konfiszieren lassen. Doch das Kapitel legt Protest ein und appelliert an den Papst. Der Bischof seinerseits reicht ein Memorandum ein, worin er die Unechtheit der Reliquie und die Gefahr der Idololatrie darlegt, welche durch deren pomphafte Ausstellung für schwache, unwissende Seelen hervorgerufen werde. Geoffroy II. anderseits beschwert sich beim Papste über den Bischof und den König. Der Papst entscheidet nun am 6. Januar 1390 in vier an die verschiedenen Parteien gerichteten Bullen: Das Linnen darf ausgestellt werden, aber nur ohne große Feierlichkeit; dabei ist dem Volk mit lauter Stimme zu erklären, daß dies nicht das echte Leichentuch des Herrn, sondern eine Abbildung desselben sei. Die Sache kann nicht klarer zum Ausdruck gebracht werden. Und doch dauerte es gar nicht lange, da ist die Einschränkung völlig vergessen. Kriegsstürme brachen über das Land. Im Jahre 1418 übergaben die Kanonici ihre Kirchenschätze, darunter jenes Linnen, in die Obhut des damaligen Herrn von Lirey, Humbert de la Roche, des Gemahls von Geoffroys II. Tochter, Margarete von Charny. Diese verweigert nach ihres Gatten Tode die Rückgabe, verschiebt den Termin erst um drei, dann um weitere zwei Jahre, wobei eine jährliche Rente von 12, später 15 Francs für das Kapitel von Lirey stipuliert wird. So hoch also schätzte man damals die aus der Verehrung dieses Tuches gezogenen Einkünfte. Doch vergebens hofften die Kanonici auf die Auszahlung dieser Rente. Selbst der von Besançon aus wider Margarete geschleuderte Bann hilft Nichts. Diese Dame hatte inzwischen das Tuch erst 1449 mit sich in den Hennegau geschleppt, wo aber der Bischof von Lüttich, Johann von Heinsberg, die Ausstellung verbot; dann nach Chambéry, an den Hof der Herzöge von Savoyen. Diesen überläßt sie es nun im Jahre 1453 gegen Belehnung mit einem Schloß. Mit Schrecken erfahren die Kanonici von Lirey, daß ihr kostbarer Schatz in Hände übergegangen ist, aus denen sie ihn wiederzuerlangen kaum hoffen dürfen. Sie versuchen wenigstens, eine Entschädigung zu erhalten. Ludwig I. von Savoyen gewährt denn auch 1464 statt der von Margarete und ihrem Bruder einstmals versprochenen 800 Golddukaten eine jährliche Rente von 50 Franken, zahlbar auf St. Andreastag. Doch 1472 noch reklamiert das Kapitel vergeblich die Erfüllung dieses Versprechens.

Lirey hatte seinen Schatz vorloren. Er wurde das Palladium des Fürstenhauses von Savoyen. Aber auch Chambéry, wo ihm zunächst 1502 eine kostbare Sainte-Chapelle erbaut und mit Abläßen reichlich ausgestattet wurde, sollte ihn nicht behalten. Zwar aus einer Feuersbrunst von 1532 ging das Tuch gerettet hervor: die Identität wurde feierlich festgestellt. 1536—1561 wurde es zeitweilig vor dem Ansturm der verbündeten Franzosen, Genfer und Berner nach Vercelli und Nizza geflüchtet. 1578 aber ließ es Emmanuel Philibert unter dem Vorwand, dem heiligen Karl Borromeo die Strapazen der Pilgerfahrt zu kürzen, in die neue Residenz Turin bringen. Hier ist es verblieben.

An der Identität des Turiner Tuches mit dem von Lirey kann also kein Zweifel sein: sie ist bezeugt durch eine ununterbrochene Kette von Dokumenten, die nach Chevaliers Worten zeigen, que les annales du Suaire de Turin sont une longue violation des deux vertus si fréquemment recommandées dans nos saints Livres, la justice et la vérité.

So ist dokumentarisch erwiesen, daß das Doppelbild Christi auf diesem Tuche in dem Jahre 1352—1356 gemalt worden ist. Dieser Ursprung ist durch mehrere Bischöfe von Troyes und von Lüttich, vor allem aber durch jene Bullen des Papstes Klemens VII. bestätigt. Man flüchtet sich nun freilich dahinter,

daß dieser zu den Avignoneser Gegenpäpsten gehört. Als ob deren Entscheidungen nicht ebenso viel Bedeutung hätten, zumal in Feststellung historischen Befundes. Wenn sich die Verteidiger der Echtheit demgegenüber auf spätere päpstliche Bestätigungen berufen, so antwortet Chevalier mit Recht: diese geben nur wieder, was man damals in Chambéry und in Turin sagte; die historische Frage wollen und können sie nicht entscheiden. Die angeblichen Wunder des Leichentuches sind zunächst unbewiesen. Aber auch als wirkliche Wunder könnten sie, erklärt Chevalier, nur Gottes Güte und die Wirksamkeit des Gebetes, nicht die historische Echtheit der Reliquie erweisen.

Es ist wirklich erstaunlich, mit welcher Naivität oder Unverfrorenheit einem solchen Thatbestand gegenüber noch immer von einer Hypothese der Unechtheit gesprochen wird, der die Hypothese der Echtheit gleichwertig gegenüber gestanden hätte, bis Paul Vignon das schwere Gewicht exakter, d. h. naturwissenschaftlicher Beweisführung zu gunsten der Echtheit in die Wagschale geworfen und so den Ausschlag gegeben habe.

In populären Artikeln wird ausgeführt, ein solcher Christuskopf weiche derartig von dem mittelalterlichen Typus ab, daß schon hierdurch der Gedanke an Malerei ausgeschlossen sei; nur der unmittelbare Rückgang auf Christi Person vermöge dies zu erklären. Dabei haben Kenner gerade aus der Art des Porträts auf das vierzehnte Jahrhundert geschlossen.

Daß bei einem Abdruck die Maße und Verhältnisse sich verschoben haben müßten; daß bei einem über den Kopf umgeschlagenen Linnen der Zwischenraum von 16 cm zwischen den beiden Bildern unbegreiflich wäre, das sind Bedenken, über die sich die Wundergläubigkeit leicht hinwegsetzt. Man hat inzwischen von mehreren Seiten gezeigt, daß die Entstehung eines Positivs auf der Platte sehr natürlich hergegangen sein kann: sowohl die zugestandenermaßen besonders präparierte Platte, als auch die mittelalterlichen, durch jenen Brand in ihrem chemischen Charakter veränderten Farben mögen diese ungewöhnliche Wirkung hervorgebracht haben. Aber auch dieser Nachweis wird so leicht nicht die Vorstellung verdrängen, daß in der santissima sindone eine Originalphotographie des Herrn uns erhalten sei.

3

Was können wir nun daraus lernen? Der Historiker kann hier mit seltener Deutlichkeit sehen, wie ein Reliquienkult zustande kommt: Aberglaube und Gewinnsucht greifen Hand in Hand. Der Kirchenhistoriker beachte besonders das Auftreten der Bischöfe; mögen auch hier Interessen mitspielen, etwa ein neugegründetes Stift nicht der eignen Jurisdiktion entwachsen zu lassen, oder den frommen Schenkungseifer nicht auf einen einzigen Punkt abzulenken — wir dürfen doch nicht verkennen, daß wesentlich religiöse Motive angeführt werden, pastorale Fürsorge für das Wohl der Gemeinden, die vor idololatrischer Seelengefährdung und materieller Ausbeutung geschützt werden sollen. Eigentümlich zweideutig erscheint daneben die vermittelnde Stellung der Kurie.

Am wertvollsten aber ist der Vergleich des Einst und Jetzt. Eine Neubelebung des Kultes dieser Reliquie ist mit großem Erfolg in Angriff genommen. Die Bewegung geht vom Turiner Klerus aus. Man sagt, das italienische Königshaus, dem die Reliquie gehört, sei daran nicht unbeteiligt. Wieder stößt dieser Kult auf lebhaften Widerspruch. Diesmal sind es einzelne Gelehrte, die Protest erheben. Man wird ihnen kaum irgendwelches andere Interesse als das der Wahrheit nachweisen können — Chevalier weist den Verdacht antiitalienischer Gesinnung ausdrücklich zurück. Es giebt in der That in dem heutigen Katholizismus eine bei uns zu wenig beachtete Strömung, welche um der Wahrhaftigkeit willen mit allem mittelalterlichen Aberglauben aufräumen möchte. Die beißende Kritik, welche die Bollandisten an dem „Folklorismus“ jener populären Legendenlitteratur üben, wie sie auch heute noch besonders in Frankreich blüht; die Schärfe, mit der sich Grisar und Ehrhard über derartige mittelalterliche Produkte ausgesprochen haben, verdient alle Anerkennung. Es klingt fast reformatorisch, wenn Chevalier sagt: Sollte es unmöglich sein, eine solche Frage rein historisch zu entscheiden, weil es sich dabei um einen heiligen Gegenstand handelt, so muß man renoncer ou à être catholique, ou à parler au nom de la science. Dennoch verkenne man die Bedeutung dieser kritischen Strömung nicht: es ist alles Andere als Annäherung an den Protestantismus; im Gegenteil, man will den Katholizismus stärken und schützen, indem man den Gegnern eine der wirksamsten Angriffswaffen entzieht. Und es ist wohl möglich, daß damit in unserer Zeit ein ähnlicher Erfolg erzielt wird als einst mit Möhlers philosophischer Umdeutung des Katholizismus. Aber noch heute steht die Kurie wie damals: ausgleichend sucht sie den modernen Bedenken gerecht zu werden, ohne doch der populären Superstition ihren mächtigen Schutz zu entziehen. Mögen gelehrte Päpste wie Benedikt XIV. und Leo XIII. hie und da einen allzukrassen Zug später Legendenbildung aus dem Brevier entfernen: die ganze auf Entmittelalterlichung des Katholizismus gerichtete Strömung wird in Rom wenig Verständnis, keine Anerkennung finden.

Doch noch ein Anderes. Wie merkwürdig dieser Kampf zwischen Naturwissenschaft und Geschichtsforschung! Jene ist angeblich die exakte, und dabei fallen ihre Vertreter — das deutsche Gegenstück liegt ja nahe genug — auf die plumpesten Fälschungen herein, weil ihnen jenes Kriterium abgeht, das nur geschichtliche Forschung verleiht. Ob einer das Jesusbild unserer Evangelien schlankweg für unecht erklärt oder die Echtheit des Christusbildes auf dem Leichentuche beweisen zu können meint, es ist zuletzt der gleiche Mangel geschichtlichen Sinnes. Und wie steht unsere sogenannte öffentliche Meinung dazu? Die deutsche Presse hat — einzelne rühmliche Ausnahmen abgerechnet — die ganzen Absurditäten französisch-klerikaler Journale wiedergegeben, oft ohne ein Wort der Kritik, oder aber damit so über das Ziel hinausschießend, daß der Leser gleicherweise irregeführt wurde. Das Sensationsbedürfnis und die platte Ehrerbietung vor dem „Exakten“ reichen sich hier die Hand.

von Dobschütz

Sozialmuseen

Ende Januar 1901 wohnte ich in Budapest einer großen Versammlung bei, die über die Gründung eines ungarischen Sozialmuseums nach dem Muster der gleichartigen Pariser Anstalt beriet. Es wurde geltend gemacht, daß an eine freigebige pekuniäre Förderung des schönen Planes von privater Seite nicht zu denken sei, und man beschloß daher, sich wegen seiner Verwirklichung an die Regierung zu wenden.*) Anderwärts scheint das Gegenteil vorzuwiegen: das Zustandekommen solcher Einrichtungen durch den guten Willen von Privatpersonen. So z. B. setzte die deutsche Reichsregierung, die für weit unwichtigere Museen — Heeresmuseen und dergleichen — so große Opfer zu bringen pflegt, dem im Reichstag wiederholt gestellten Antrag auf Errichtung eines reichsdeutschen Sozialmuseums jahrelang Widerstand entgegen, weil die Sache sehr viel kosten würde. Dies wäre kaum der Fall; aber wenn auch — was hätten zwei oder anderthalb Millionen Mark bei der hohen Tragweite einer solchen Schöpfung zu bedeuten?! Erst im letzten Jahre entschloß sich die Reichsregierung zur Durchführung des Projektes in beschränktem Maße und stellte ins Budget einen entsprechend geringfügigen Posten ein. In München, Paris, Wien und Amsterdam sind die verwandten Institutionen lediglich aus Privathilfe hervorgegangen.

Was sind die Sozialmuseen eigentlich? Zentralstellen für die Sammlung, Bekanntmachung und praktische Verbreitung von Materialien zur sozialen Frage, ganz besonders zur Arbeiterfrage im weitesten Sinne: Wohlfahrtsmaßregeln, Schutzvorrichtungen, Wohnungswesen, Hygiene, Streiks, Vereinswesen, Fachunterricht, Alkoholismus, Volksernährung, Kongresse, Lohnfragen jeder Art, Gewinnbeteiligung u. s. w. Eine solche wirk-

*) Seit Obiges geschrieben wurde, hat das ungarische Handelsministerium die Errichtung des Budapester Sozialmuseums auf 1903 bewilligt.

lich allumfassende Zentralstelle giebt es bislang nur in Paris, und auch da erst seit sieben Jahren. Die übrigen beschränken sich auf einzelne Punkte des reichen Programms. Das vor kurzem eröffnete Münchener „Museum für Arbeiterwohlfahrt“ ist nur auf Unfallverhütung, Gewerbehygiene, Wohnungswesen und dergleichen berechnet. Das für Charlottenburg in Aussicht genommene Museum wird zunächst einen geringen Umfang haben; es will hauptsächlich „zur Förderung der Unfallverhütung, der Wohnungs- und Nahrungsmittel-Hygiene dienen“. Auch Budapest will vorerst klein anfangen, und Amsterdam, wo seit einem Jahr ein Sozialmuseum besteht, arbeitet auf begrenztem Gebiet. Dagegen erweitert sich das Wiener Gewerbehygienische Museum (1898 ins Leben gerufen) immer mehr zu einem rechten Sozialmuseum; vielleicht gelingt ihm die Vervollkommnung recht bald mit Hilfe des Bestandes der Kaiserjubiläums-Wohlfahrts-Ausstellung von 1898. Dieser Bestand war nachträglich ausdrücklich zur Grundlage eines Sozialmuseums bestimmt worden. Hier wäre eine Verschmelzung sehr angezeigt.

Das Klein-Anfangen ist verfehlt und das Sparen nicht am Platze. Das große Deutsche Reich müßte in Nord und Süd — in Berlin und München — je ein bedeutendes, wirklich gediegenes und umfassendes Arbeitsmuseum haben, sei es staatlich oder privat. Wenn möglich, müßten auch Köln und Hamburg eines erhalten. Und weil die Organisation des Pariser Musée social — von dem reichen Menschenfreunde Graf Chambrun*) zum Andenken an seine Gattin vor sieben Jahren gestiftet und durch Millionenspenden mit einem Einkommen von etwa 100 000 Francs dauernd versorgt — eine mustergiltige ist, sei sie hier näher beschrieben.

Hervorgegangen ist das französische Musée social aus dem Wunsche, den soziologischen Teil der Pariser Weltausstellung von 1889 — die sogenannte sozialwirtschaftliche Gruppe — dauernd zu verwerten. Da die betreffenden Aussteller die Objekte zu diesem Zweck unentgeltlich abtraten, konnte 1892 ein kleines „Museum für Gewinnbeteiligung, Genossenschaftswesen und Arbeitervereinigungen“ ins Leben gerufen werden, das übrigens schon damals nur als Vorläufer eines größeren, staatlichen „Museums für Gesellschaftswissenschaft“ betrachtet wurde. Ein das letztere betreffender Gesetzentwurf der Regierung gelangte denn auch bereits im nächsten Jahre vor die Kammer; aber noch ehe er alle Stadien der Gesetzwerdung zurückgelegt hatte, erbot sich Graf Chambrun, das geplante Institut völlig aus Eigenem zu errichten und reich zu dotieren. Selbstverständlich nahmen Regierung und Parlament die hochherzige Stiftung freudig auf, und anfangs 1895 wurde das glänzend ausgerüstete und organisierte Chambrunsche Musée social, in einem der Häuser des Stifters**) untergebracht, der Oeffentlichkeit übergeben. Formell ist es Eigentum eines aus angesehenen Männern gebildeten „Sozialmuseumvereins“, an dessen Spitze u. A. Emile Loubet, Ribot, Brazza und Jules Siegfried stehen, und dessen Mitglieder keine Beiträge zu bezahlen brauchen, da die Stiftung alle Kosten bestreitet.

Unsere Anstalt sucht ihre große, segensreiche Aufgabe „dem Publikum Aufschlüsse, Ratschläge, Urkunden, Modelle, Pläne, Mitteilungen, Statuten u. s. w., die sich auf soziale Einrichtungen und Organisationen beziehen, unentgeltlich zugänglich zu machen; die materielle und sittliche Lage der Arbeiter zu heben unter Ausschluß aller religiösen oder politischen Fragen“ — hauptsächlich durch folgende Mittel zu erfüllen: Eine ständige wirtschaftliche Ausstellung von Modellen, Tabellen, Büsten, Porträts, Paneel-Inschriften, Vorrichtungen 2c. Eine riesige Fachbibliothek (jetzt über 16 000 Bände; dazu sind viele hunderte von einschlägigen Zeitschriften in allen Kultursprachen abonniert) mit Lese- und Arbeitssaal. Die Erteilung von Ratschlägen an Industrielle, Landwirte u. s. w. bezüglich der Einführung von Maßregeln, Einrichtungen 2c. Unentgeltliche Auskunft an Interessenten über die thatsächlichen Leistungen im Gebiete der Sozialpolitik. Die Abhaltung von

*) Er ist vor drei Jahren gestorben.

**) Rue Las-Cases 5.

Vortrags- und Lehrkursen mit praktischen Demonstrationen zur Erläuterung der Ausstellungs-Gegenstände und zur Bekanntmachung sozialwirtschaftlicher Thätigkeiten und Institutionen. Die Entsendung von „Missionen“ behufs Vornahme von Enquêten im Inland und Studiums der Arbeitsverhältnisse im Ausland. Die Herausgabe von Zeitschriften und Fachwerken. Das Verteilen von Preisen und Medaillen für litterarische und sonstige Leistungen sozialpolitischer Art. Die Anstellung von maßgebenden Korrespondenten in den Kulturländern zwecks Erlangung wertvoller Berichte über wichtige Ereignisse des Arbeitslebens.

Die Verwaltung des Museums besteht aus einem leitenden Direktor, einem Direktionsausschuß, einem Sekretariat, einem Bibliothekar, einem „Delegierten für Industrie und Arbeit“ und einem „Delegierten für landwirtschaftliche Angelegenheiten“ (diese Beiden müssen mit den einschlägigen Arbeitervereinen korrespondieren, in ihnen Vorträge abhalten oder abhalten lassen, alle Landes- und alle internationalen Kongresse sozialpolitischer Natur besuchen und die Vereinsblätter lesen, um das wichtere Material auszuziehen), einem „Delegierten für die Beziehungen zur Presse“, einem Rechtsbeistand, einem Archivar und sieben Fach-Kommissionen: 1. Landwirtschaft, 2. Arbeiterverbände und Genossenschaftswesen, 3. Arbeiterversicherung, 4. Wohlfahrtseinrichtungen und Gewinnbeteiligung, 5. Rechtsabteilung, 6. Missionen, Studien und Enqueten, 7. Beziehungen zu den gelehrten und anderen Gesellschaften.

Vielleicht obenan unter den Leistungen des Museums steht, was Umfang und praktischen Nutzen betrifft, seine Thätigkeit als Auskunftserteiler und Ratgeber. In den ersten fünf Jahren seines Bestehens hat es in über 1200 Fällen schriftlich und in mehr als 3200 Fällen mündlich Interessenten mit Ratschlägen und Aufschlüssen gedient, welche auf sämtliche Gebiete der Sozialpolitik sich erstreckten. Ungefähr von ebenso großer Bedeutung ist die Anlage zahlloser Faszikel über Fachfragen und wirtschaftliche Ereignisse; teils wird ihnen das Material zur Beantwortung von Anfragen entnommen, teils dienen die zur Beantwortung von Anfragen etwa notwendigen anderweitigen Untersuchungen oder Forschungen zur Ergänzung der teils im Sekretariat, teils im Archiv untergebrachten Faszikel. Die sehr wertvolle Monatsschrift Le musée social wird größtenteils unentgeltlich an Fachleute, Büchereien, Vereine 2c. versendet. Die Zahl der „nach streng wissenschaftlichen Grundsätzen und mit völliger Unparteilichkeit“ veranstalteten praktischen Enqueten und dergleichen ist beträchtlich; ebenso die Zahl der beschickten Arbeitskongresse. Hohe Anerkennung verdient die häufige Aussendung von Abordnungen ins Ausland — Europa, Amerika, Australien — und die Veröffentlichung ihrer Studienergebnisse in ausführlichen Berichten (Büchern oder Broschüren); so sind gediegene Werke über die Arbeiterfrage in den Vereinigten Staaten, das italienische Genossenschafts- und Kreditvereinswesen, die reichsdeutsche Agrarfrage, den wirtschaftlichen und industriellen Aufschwung der Deutschen, die westfälische Arbeiterbevölkerung, den australischen Staatssozialismus und dergleichen mehr zu stande gekommen.

Daß die Pariser Musteranstalt nicht nur zum Besichtigtwerden und zur Befriedigung der an sie herantretenden Ansprüche da ist, sondern auch vielfach aus freiem Antrieb thätig eingreift, geht z. B. hervor aus ihrer eifrigen Teilnahme an der Volkshochschulbewegung, aus der Thatsache der Gründung und Organisierung mehrerer größerer Arbeiter-Vereinigungen durch ihre Initiative, aus ihrer Zusammenschließung der Hilfskassen zu mächtigen Regionalverbänden 2c. Der Umstand, daß sie in sozialer Hinsicht nicht nur belehrend, sondern auch erziehlich wirkt, hat zur Folge, daß sie in Frankreich immer mehr als das „soziale Haus par excellence“ betrachtet wird. Alles Lob verdient die Ausschreibung von Geldpreisen im bisherigen Betrag von 75 000 Francs für die besten Schriften über bislang drei Gegenstände (Gewinnbeteiligung, Arbeiter- und Unternehmervereine, Arbeiterversicherung) und die Drucklegung der vielen preisgekrönten Werke. Eine besonders hübsche Einrichtung ist die Abhaltung von Arbeitsfesten mit Leibrenten-Zuerkennungen an tüchtige, treue Arbeiter (bisher 56) oder

mit Preisgewährungen von je 1000 bis 2000 Francs oder Medaillenverteilungen an die verdienstvollsten Arbeitervereine. All diese Extra-Ausgaben bestritt Graf Chambrun aus eigener Tasche, und es steht noch nicht fest, ob das Museum in der Lage sein wird, sie fortzusetzen. Wenn aber auch nicht, so bleiben der Leistungen, welche durch die Großmut des Stifters auf die Dauer gesichert erscheinen, noch so viele, daß das Institut in der Rue Las-Cases nicht aufhören kann, vorbildlich zu bleiben für alle ähnlichen Schöpfungen. Mögen solche recht bald in allen Staaten erstehen und mögen sich überall dies ermöglichende Vaterlands- und Menschenfreunde wie Graf Chambrun finden!

Leopold Katscher

Verschiedenes

Handbuch der Frauenbewegung. Herausgegeben von Helene Lange und Gertrud Bäumer.

Ueber dieses Buch ist schon viel geschrieben worden. Fast alle größeren Zeitungen haben es rezensiert und die „Führerinnen" der Frauenbewegung haben ihr Votum abgegeben. Wollte ich, die ich weder Führerin noch Rezensentin bin, es in ähnlicher Weise besprechen wie diese, so würde ich in Gefahr geraten zu wiederholen, was ich von ihnen gelernt habe. Das will ich nicht; ich will der Weisung folgen, die ich empfangen habe und den Lesern und vor allem den Leserinnen der Christlichen Welt Lust machen, das Buch zu lesen. Und ich glaube, das kann ich; denn wenn ich darüber reden soll, so kann es einzig und allein in der Sprache eines dankbaren Herzens geschehen.

Das Handbuch zerfällt in vier Teile, von denen zwei erschienen sind. Der erste Teil enthält die Geschichte der Frauenbewegung in den Kulturländern; der zweite handelt über Frauenbewegung und soziale Frauenthätigkeit in Deutschland nach Einzelgebieten; der dritte soll über den Stand der Frauenbildung in den Kulturländern berichten, der vierte die deutsche Frau im Beruf schildern.

Das Buch ist ein Geschenk für uns Frauen, obwohl es nicht gerade billig ist. (Teil 1, 499 S. Groß Oktav, kostet 11 Mk. Teil 2. 267 S., 6.50). Aber es sollte dennoch von jeder Frau, die überhaupt Bücher kauft, angeschafft werden. Es sollte nicht in ihrem Bücherschranke stehen, sondern werden, was der Titel sagt: ihr Handbuch. Sie wird bei rechtem Gebrauch finden, daß es ihr mehr, ein Freund und Führer werden wird. Der erste Teil namentlich giebt uns Etwas, das für uns Frauen bis dahin nicht leicht zu erlangen war, nämlich die köstliche, erhebende und beruhigende Gewißheit, mit hineingestellt zu sein in ein großes „Aufwärts", in eine Entwickelung! Wir Frauen sind mit unserm Schaffen so sehr an das Kleine, an das Vergängliche gewiesen und werden es in gewissem Maße wohl immer bleiben. Mag auch der Fortschritt der Technik, das Uebergehen der Produktion aus der Familie in die Gesellschaft manche Einzelkraft davon befreien, — für uns Durchschnittsfrauen liegt immer die Gefahr der Vereinzelung, der Verengerung nur zu nahe. Gewiß, wir haben die Religion. Wir dürfen uns als Teilkraft eingegliedert fühlen der großen Gemeinschaft, die in den letzten, höchsten Zielen sich einig fühlt. Aber so erhaben empfinden wir nicht immer. Was uns umdrängt, sind die aktuellen Fragen der Lebensgestaltung und -Haltung für uns, für die, die nach uns kommen. Und darin brauchen wir uns nicht mehr vereinzelt zu fühlen, seit wir das Buch haben.

Aber hat nicht die Frauenbewegung dies Bewußtsein des Anschließens an ein Ganzes längst gegeben? Vielen gewiß, besonders Denen, die in den größeren Städten, in Vereinen mit thätig waren, — allein in den kleineren Städten? auf dem Lande? Hat nicht da vielleicht das Interesse für die Frauenbewegung in mancher Seele, in der es erwacht war, ein noch verschärftes Gefühl der Vereinzelung geweckt? Denn der Austausch mit Gleichgesinnten fehlte, und auch wenn sich zwei oder drei zusammen fanden — war nicht doch die Frauenbewegung eine unbekannte Größe? Wie schwer, sich eine Kenntnis ihrer Grundlagen, eine Uebersicht über ihr Gebiet zu verschaffen! Wie verwirrend und beunruhigend jede abfällige Kritik, jede gegenteilige Meinung! Mit Recht hebt Helene Lange in dem Vorwort hervor, daß „zufällige Erfahrungen" meist die Grundlage der Kritik abgegeben und das „eigentliche Wesen der Bewegung gar nicht erfaßt", daß sie nach „Unwesentlichem und Aeußerlichem" beurteilt worden sei.

Die Geschichte der Frauenbewegung ist ohne jede propagandistische Tendenz geschrieben. Ruhig, quellenmäßig, vornehm durchweg, scheint sie mir gerade dadurch in hohem Maße werbend zu sein. Wir werden nicht veranlaßt Partei zu nehmen, sondern zu verstehen. Ein Stück Kulturgeschichte, in dem die Mitarbeit der Frau zum ersten Male einen wesentlichen Faktor gebildet hat. Im Ueberschauen des in dieser Periode von Frauen für Frauen Geleisteten wird uns ein Gefühl erhöhter Achtung vor unserm Geschlecht erfüllen, das uns zugleich Ruhe und Geduld verleiht. Denn wie wir mitarbeiten an der Entwickelung der Menschheit, so wird auch unsre Arbeit durch diese Entwickelung getragen. Obwohl wir kämpfen müssen, — wir werden es wenigstens nicht sein, die sich in vergeblichem Stemmen gegen die Woge des Fortschritts aufreiben.

Auf den reichen Inhalt näher einzugehen, verbietet sich eben dieses Reichtums wegen. Ich kann nur sagen: Leset selbst — laßt eure Töchter lesen. Gerade für die jüngere Generation ist das Handbuch eine That. Ist doch die Jugend dem befreienden Gedanken der Frauenbewegung weit zugänglicher als wir Aelteren; ist sie doch in so vieler Hinsicht schon im Genuß des Erkämpften. Durch das Handbuch wird es ermöglicht, den historischen Sinn in ihr zu pflegen, damit sie nicht vergesse, worauf es beruht, wenn ihr Erwerbs- und Ausbildungsmöglichkeiten zu Gebote stehen, die ihre Mütter nicht gekannt haben, nämlich auf der Erkenntnis unserer Vorkämpferinnen, daß die Arbeit eine Pflicht und eine Ehre für jede Frau ist.

Als „Handbuch" will das Werk natürlich nicht auf einmal vom ersten bis zum letzten Wort durchgelesen werden. Es hat ein mit großer Sorgfalt gearbeitetes Sachregister und ist deshalb als Nachschlagewerk ebenso vorzüglich, wie als Ganzes. Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung wird uns vor allem anziehen. Auf die Geschichte der Frauenbewegung in England, wie die deutsche von Gertrud Bäumer meisterhaft dargestellt, möchte ich deshalb besonders hinweisen, weil in England schon früh, vor 1865 — dem Jahre der Gründung des Allgemeinen deutschen Frauenvereins, die für Deutschland der Anfang der Frauenbewegung ist, — das Ideal, dem wir doch auch zustreben, verwirklicht ist: nämlich daß die Frauenfrage den Charakter eines Rechtskampfes zwischen Mann und Weib mehr und mehr verlor, und statt dessen zu einer von beiden Geschlechtern auf wirtschaftlicher und sittlicher Grundlage gemeinsam zu lösenden Aufgabe wurde. Die lange Gewöhnung des englischen Volkes an nationalökonomisches Denken hat dazu geholfen.

Auch die Geschichte der Frauenbewegung in den übrigen Kulturländern ist fesselnd und belehrend und bietet zu interessanten Vergleichen Anlaß. Das Ziel — völlige Gleichwertung der Geschlechter — ist ja noch nirgends erreicht. Aber wenn uns deutsche Frauen der Gedanke, daß der Fortschritt so gar gering ist, bedrückt, so mag uns die Thatsache trösten, daß den Frauen mancher anderer Länder Gaben, um die wir noch in heißem Bemühen ringen, fast mühelos in den Schoß gefallen sind, daß sie aber gerade deswegen in ihrer tieferen Bedeutung nicht ausreichend gewürdigt werden konnten.

Der zweite Teil führt uns in die praktische Arbeit. Die soziale Hilfsthätigkeit der Frau nimmt darin den breitesten Raum ein. In enger Beziehung dazu steht der Anteil der Frau an der Sittlichkeits- und Antialkoholbewegung, sowie der Rechtsschutz und die Rechtskämpfe der Frau. Der kurze Bericht über die internationalen Friedensbestrebungen eröffnet einen weiten Ausblick; gleichsam auf „den neuen Himmel und die neue Erde, in welchen Gerechtigkeit wohnet." Ein ungemein reiches Material ist von den Mitarbeiterinnen zusammengetragen und ineinandergearbeitet worden, um uns diesen Ueberblick über die gesamte soziale Frauenthätigkeit in unserm Vaterlande zu ermöglichen. Die ausführlichen Litteraturangaben geben einen Begriff von diesem Bienenfleiß. Diejenigen, die irgend ein Gebiet weiter bearbeiten oder studieren wollen, werden wesentliche Förderung durch diese Zusammenstellungen erfahren. Ueberhaupt wird den zweiten Teil des Handbuches bald keine Frau, die „sozial" arbeiten will, mehr entbehren können — Vereinsvorstände ganz gewiß nicht. Sein Studium wird den Dilettantismus, der gerade auf diesem Gebiete den Frauen, manchmal leider mit Recht, vorgeworfen wird, sehr günstig beeinflussen. Auch wer sich leidlich unterrichtet glauben darf, wird erstaunt sein über die Fülle des Neuen, der Anregung und Klärung, die daraus zu schöpfen ist. Die unparteiische Behandlung, die jedem Standpunkt Gerechtigkeit widerfahren läßt, berührt wieder äußerst wohlthuend. Nur die „Rechtskämpfe" von Marie Stritt machen hierin eine kleine Ausnahme, aber das geht einmal nicht anders, denn „Im Kampfe sollst du dein Recht finden." Auf die „Arbeiterinnenbewegung" von Alice Salomon noch besonders hinzuweisen, kann ich mir nicht versagen. Wie diese einfache, oft akten- und zahlenmäßige Darstellung realer Thatsachen, bei der man doch überall den warmen Pulsschlag echten Mitempfindens durchfühlt, auf mich gewirkt hat, so muß sie, glaube ich, jedes unbefangene Gemüt ergreifen. Achtung vor der unbeugsamen Energie, dem Solidaritätsgefühl, der Opferfreudigkeit und dem klaren Verständnis, das viele dieser unserer Schwestern sich unter den denkbar schwersten Verhältnissen bewahrt haben!

Wo die Frau in der sozialen Hilfsthätigkeit von derselben Verfasserin geschildert wird, drängt sich mehr als einmal der Seufzer auf die Lippen: Herr, sende Arbeiterinnen in deine Ernte! Angesichts der ungeheuern Aufgabe, die noch zu lösen ist, wagen wir kaum uns zu freuen über das schon Geleistete. Zwar stehen Tausende von Frauen in aufopfernder, selbstloser, persönlicher Arbeit, oder setzen ihre Mittel und ihr Wissen dafür ein, aber noch mehr Tausende verharren in Gleichgiltigkeit, Unwissenheit und Unthätigkeit in ihrem Puppendasein! Für „Wohlthätigkeit", mit andern Worten für einen Augenblickserfolg in der Linderung von Not sind sie vielleicht zu haben; — aber für die Zukunft mitzuarbeiten, zu säen für eine Ernte, die wir nicht reifen sehen werden, dazu können sie sich nicht erheben. Sie verkennen die Verpflichtung, die der Besitz (auch der Besitz von Jugend und Arbeitskraft) auferlegt, die Verantwortlichkeit für die Erziehung des ganzen Volkes. Was vermag diese Stumpfen aufzurütteln? Liegt nicht ein furchtbarer Ernst in dem Gedanken, daß Alle, die erwachsen in irgend einer Weise den Frieden der Gesellschaft bedroht haben, einst unschuldige Kinder waren? Alice Salomon sagt, daß es bloß zur Erfüllung der einen Aufgabe der Jugend-

fürsorge noch „der Kraft, des Wissens, des Geldes, der Zeit und des Wollens unzähliger Frauen“ bedürfe, und sie fügt hinzu: „Eine Jede, die nach ihren Verhältnissen hilft, kann zu der Lösung dieser Aufgabe beitragen.“

Möge das Handbuch viele offene Thüren finden. Möge es beitragen zur Wandlung der Ideen über unser Geschlecht. Uns Frauen aber möge es sagen, daß wir mehr als zu irgend einer Zeit heute „Werdende“ sind. Als solche laßt uns den Herausgeberinnen und Mitarbeiterinnen dankbar sein mit der That.

Anna Westerkamp

Die exponierten*) Katechismen sterben so bald nicht aus. Trotz finis Catechismi nicht (vgl. Nr. 15 Sp. 355). Aber wenn Jemand sie dem Ende näher bringt, dann thun es die Leute, die noch in unsern Tagen den kleinen Katechismus Luthers durch ihr eigenes anmutiges Frage- und Antwortspiel „erläuternd“ ausschmücken und aufputzen. Wer wird leugnen, daß etwa mit dem Katechismus, den vor drei Menschenaltern Harnisch, der Pestalozzijünger, exponiert hat, ein gleichgesinnter Schulmann noch heute ganz gut zu Wege kommt. Aber was unsere Zeitgenossen im Exponieren leisten, das kann diese ganze Unterrichtsmanier nur immer mehr um das Ansehn bringen, das sie vorläufig noch bei pädagogisch unberührten Seelen genießt. H. Schindler hat 1902 solchen Katechismus der Oeffentlichkeit angeboten. „Ich bin der Herr dein Gott“ scheint ihm ein schlechtes Wort zum Katechismusanfang zu sein. Er fragt sein Kind (Einleitung. Frage 1): „Was bist Du Deinem Glauben nach?“ Und er thut gewiß wohl daran, so tiefsinnig und pädagogisch geschickt zu fragen. Denn „eine Frage weist packender auf den Ernst und die Bedeutung der Sache hin, regt mehr zum Nachdenken an, erhält das Interesse mehr wach, dringt tiefer in Herz und Gewissen ein als ein Satz“ (Vorwort). Nur wird es nicht leicht sein, Kindern den Sinn der Frage mit dem schweren Worte „Glauben“ verständlich zu machen. Luther ist verständlicher mit seinem Anfang, und Moses auch. Aber es sei. Schindlers Kinder antworten ihm, wie er will, und sagen: Ich bin ein Christ. Dann fährt dieser Katechet fort mit der Erfragung der folgenden mehr oder weniger lapidaren Sätze: (2) Ich bin ein Christ, weil ich getauft bin und an Jesum Christum glaube. (3) Meine größte Sorge als Christ soll sein, daß ich selig werde. (4) Aus der Bibel kann ich lernen, wie ich selig werde. (5) Sie heißt das „Buch der Bücher“, weil u. s. w. (6) Sie heißt noch die Schrift u. s. w. (7) Sie heißt heilige Schrift, weil u. s. w. (8) Sie wird der Zeit nach eingeteilt in das Alte und in das Neue Testament, (9) dem Ansehen nach in kanonische und apokryphische Bücher, (10) dem Inhalte nach in Gesetz und Evangelium. Soll ich die Reihe dieser packenden religiösen Sätze fortführen? Nein. Es heißt Luthers Andenken schmähen, wenn man solcher Verwässerung seines kleinen Katechismus noch mehr Aufmerksamkeit schenkt, als ich schon darauf verschwenden mußte.

Friedrich Michael Schiele

Björnsons Ueber unsre Kraft und das Wesen des Christentums. Von Ernst Christian Achelis. Berlin, Reuter und Reichard 1902. 56 S. 60 Pfg. **Ueber die Kraft.** Björnsons Drama und das religiöse Problem. Von Johannes Weiß. Berlin, Georg Nauck 1902. 29 S. 50 Pfg.

Zwei Professoren der Theologie in Marburg, D. Achelis und D. Weiß, haben sich in Vorträgen über Björnsons Drama geäußert. In schöner Sprache und malender Breite entwirft Achelis vor uns ein Bild des Doppel-Dramas. Er meint, es überschreiben zu können: das Wesen des Christentums. Das erste Stück handele vom Christenglauben, das andere von der Christenliebe. Björnson wolle zur Darstellung bringen, daß das Wesen des Christentums Enthusiasmus sei. Wunder und Opfer sind nach ihm die Kategorien, in denen echtes christliches Leben verläuft. Und solches Christentum sieht er verderbenbringend, zerstörend wirken. Björnson urteilt darin als Freigeist, aber mit den Erinnerungen seiner frommen Kinderzeit. Solches Urteil lehnt Achelis ab — denn der dargestellte Christenglaube ist kein rechtes Christentum und die dargestellte Liebe ist nicht Christenliebe.

Weiß legt mit Absicht nur das erste der beiden Dramen zu Grunde. Auch sein Vortrag zeichnet sich durch künstlerische Schönheit der Sprache aus. Er polemisiert dagegen, daß man die Frage nach der Tendenz, nach der Absicht des Dichters an sein Werk heranlegt. Björnson hat nur geschildert, was er geschaut. Aus solchem Dichtwerk wächst uns nun eine sehr ernste religiöse Frage entgegen. Sie hat wohl viele Hörer bis auf den Grund ihrer Seele aufgewühlt. Das ist die Frage nach dem enthusiastischen Charakter des Christentums.

Beide Arbeiten werden Vielen dienen können, „in Dichters Lande zu gehen.“ Zusammengehalten schärfen sie das nötige Problem: Der Christ und die moderne Litteratur. Der ernste Dichter schaut Wirklichkeiten mit feineren, helleren Sinnen und läßt sie uns nachschauen. Demütig, d. h. wirklichkeitsoffen. Und aus solchen Wirklichkeiten heraus wachsen die Probleme, die Lebensfragen. Darüber hat Herrmann in seiner Ethik einen tiefen Satz gesagt: Es sollte übrigens klar sein, daß die Behandlung sittlicher Probleme, die an so nicht wiederkehrende Situationen geknüpft sind, nur eine Aufgabe des Künstlers sein kann, dessen Phantasie das Erleben Anderer in seinen feinsten Verzweigungen zu erfassen und darzustellen vermag.

Beckmann

*) Wir brauchen den in der Pädagogik üblichen Kunstausdruck, der sich oben von selbst erklärt.

Kleine Mitteilungen. Die Veröffentlichung des Aufsatzes über Bismarcks Religiosität (vgl. Nr. 22) kann leider erst in nächster Nummer fortgesetzt werden. Inzwischen hat das bereits erschienene erste Stück eine tragikomische Wirkung gehabt. Die Kölnische Volkszeitung Nr. 480 brachte einen großen Auszug daraus, wobei ihr das Mißverständnis begegnete, die ausführlich wiedergegebene Auffassung Oskar Kleins in seinem Buche „Bismarck und seine Welt“ als unsre, der Christlichen Welt, und Baumgartens Auffassung hinzustellen, während doch Baumgarten sie nur zur „Einleitung“ seiner eignen persönlichen Meinung verwertete. Dem Irrtum der Kölnischen Volkszeitung sind die Krefelder Zeitung und die Deutsche Zeitung zum Opfer gefallen. Sie haben ebenfalls größere Auszüge gegeben, und die Deutsche Zeitung Nr. 126 hat der Christlichen Welt darob entrüstet den Text gelesen. Inzwischen haben die Blätter sich von ihrem Irrtum überzeugt und die entsprechenden Erklärungen gegeben.

Der Toleranzantrag des Zentrums ist vom Reichstage mit 103 gegen 60 Stimmen bei 3 Stimmenthaltungen endgiltig angenommen worden. Ob der Bundesrat zustimmt, steht dahin. Wenn von protestantischer und liberaler Seite immer aufs neue darauf hingewiesen worden ist, in welchen inneren Widerspruch sich unsre katholische Partei mit ihrem Drängen auf Toleranz begab, so war das naheliegend und berechtigt. Aber der Fehler liegt nicht beim Zentrum, welches klug gehandelt hat, sondern bei all den Stellen, die den Anlaß für diese Aktion nicht rechtzeitig aus dem Wege räumten. Sind die Toleranzgrundsätze unser, so hätte man eben das Zentrum gar nicht in die glückliche Lage bringen dürfen, sie gegen uns zu vertreten. Daß es als Minoritätspartei sie sich aneignete, ist natürlich. Minoritäten sind immer für Toleranz. Wir werden demnächst einmal die Verhältnisse in Bayern beleuchten, wo die nämliche Partei sich der Uebermacht erfreut. Aber wider einen Toleranzantrag kämpfen, nachdem er einmal vorgelegt wurde, gleichviel von wem, ist für uns Protestanten immer etwas unsäglich Peinliches und auf die Dauer Undurchführbares.

Der Prozeß gegen Diederichs und Löwenfeld auf Grund von § 166 wegen Veröffentlichung der Antwort Tolstois an den Synod, der am 4. Juni stattfinden sollte (vgl. vor. Nr.), ist wiederum vertagt worden. So wollen wir nicht länger anstehen, Mitteilung davon zu machen, daß der Giordano-Bruno-Bund für einheitliche Weltanschauung (Dr. Bruno Wille, Friedrichshagen bei Berlin) in Sachen dieses Prozesses einen Aufruf erlassen hat, um dessen Veröffentlichung auch wir angegangen worden sind. Er trägt die Unterschrift von 88 Männern, meist Schriftstellern und Künstlern. Gefordert wird die Aufhebung des veralteten Gotteslästerungs-Paragraphen. Wir haben, bereits als der Aufruf vorbereitet wurde, den Veranstaltern bemerkt, daß wir den Zeitpunkt dazu erst dann für gekommen erachteten, wenn das Leipziger Gericht gesprochen haben würde. Aus diesem Grunde allein veröffentlichen wir auch jetzt den Aufruf nicht, dem wir sonst seinem Inhalte nach zustimmen. Aber noch ein Zweites haben wir gegen den Aufruf. Es ist nicht geschickt, daß ein ausgesprochen freidenkerischer, die historischen Religionen ablehnender Verein die Agitation in die Hand nimmt. Daß diese Richtung so zu dem § 166 des R. St. G. B. steht, versteht sich von selbst; eine Aenderung herbeizuführen ist er aber für sich allein viel zu schwach. Es wird auch vereinten Kräften nur schwer gelingen. Aber immerhin sollten die freidenkerischen Kreise den Vortritt im Widerstand gegen den Leipziger Prozeß und seine Rechtsgrundlage den Vertretern einer ausgesprochen christlichen und kirchlichen Gesinnung überlassen. Auch das innere Wesen der Sache bringt es mit sich, daß der Staat viel eher für eine Aenderung zu haben sein wird, wenn von Seiten derer darauf gedrungen wird, die scheinbar an dem heute gewährten Rechtsschutz um ihrer Heiligtümer willen das größte Interesse haben müßten. Es ist unsre feste Ueberzeugung, daß eine nach Beendigung dieses Prozesses, gleichviel wie die Entscheidung fällt, einsetzende Agitation von christlicher Seite innerhalb der evangelischen Kirchen großen Erfolg haben wird — und der Toleranzantrag des Zentrums läßt ja selbst auf katholischer Seite das Beste hoffen!! Zu dieser Agitation den Anstoß zu geben sind wir, wenn keine andre Zentrale sich dafür aufthut, seit lange entschlossen, und der Giordano-Bruno-Bund möge ein freundliches Verständnis dafür haben, wenn wir ihm darüber zurufen: Nostra res agitur. Aber den Verlauf des Diederichs-Prozesses müssen wir unter allen Umständen erst abwarten.

Eine eigenartige Schöpfung der Gemeinschaften wird am nächsten Sonntag vor den Thoren Berlins im Walde zwischen Lichtenrade und Glasow eröffnet werden: Gnadenheim Lichtenrade, Versammlungshalle mit Kaffeeküche. Ueber die Absicht des Unternehmens unterichtet der Aufruf, den wir in unsern Anzeigenteil eingestellt haben.

Die Jahresbeiträge zum notwendigen Liebeswerk werden in den nächsten acht Tagen von uns eingezogen werden. Sollte sich Jemand vergessen fühlen, so wolle er sich freiwillig melden. Das Werk leidet Mangel, möchten die Wissenden nicht ablassen zu steuern und zu werben. Solchen, die noch nicht zu den Wissenden gehören, aber zu den Wißbegierigen, wird auf Wunsch gern von uns Auskunft gegeben.

R

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Dresden. Mittwoch 18. Juni abends 8 Uhr bei Kneist, Große Brüdergasse, 1. Stock: Ist unser Christentum noch die absolute Religion?

Marthe Racine
Henry Lorch
Verlobte
Frankfurt a. M., 1. Juni 1902

Pension Friedland
Lauffen am Neckar
Haushaltungspensionat für junge Mädchen; sehr empfohlen. Eintritt jederzeit.
Prospekte zu Diensten

Zu kaufen gesucht

Baum, Kirchengeschichte 2. A.
Ritschl, Altkath. Kirche 2. A.
Kaiser, Predigten
Kögel, Aus dem Vorhof

Alfred Lorentz
Specialgeschäft für Theologie
Leipzig, Kurprinzstr. 10

Hauslehrer

Auf Mitte September nach Mühlhausen im Els. zu einem Knaben von 9 Jahren und einem Mädchen von 6½ Jahren ein Hauslehrer mit bescheidenen Ansprüchen (Theologe oder Philologe aus Altdeutschland) für mindestens 1 Jahr gesucht. Gehalt bei freier Station inkl. Wäsche 80 Mark monatlich.

Angebote sind zu richten an Herrn **Dr. Eug. J. Wetzel Mühlhausen Els. Lazarettstr. 31**

Pensionat für Fortbildungsunterricht

Wiesbaden, Haus Sesam

Sprachen, Geschichte, Litteratur, Musik, Malen, Tanzen und Haushaltung. Fünf Minuten vom Walde. Schöner Garten mit Turnhalle. Pension 900 Mark.

L. Harcourt, Vorsteherin

Deutsche Schule in Kairo

Gesucht zum 1. Oktober d. Js. für mindestens 3 Jahre ein **Theologe** mit pädagogischer Erfahrung und Kenntnis des Französischen als Lehrer und im Nebenamt Hilfsprediger. Musikalische Begabung wünschenswert. Gehalt 2640 M. und freie Wohnung. Reiseentschädigung 300 M. Meldungen mit Zeugnissen zu richten an

Das Kaiserlich Deutsche Konsulat Kairo

Vertretung

„Für die Zeit vom 16. Aug.—26. Sept. d. Js. sucht die deutsche, evang.-prot. Gemeinde zu **Antwerpen** einen **ordinierten Kandidaten** zur Vertretung im Pfarramt gegen eine Vergütung von 300 frcs und 50 frcs Reiseentschädigung. Meldungen werden erbeten an

Pfarrer Eichler,
12, Avenue Quentin Matsys

Die Gesellschaft

Herausgeber: **Dr. Arthur Seidl** in München

Einziges Diskussionsorgan des Südens

Vereinigung von „Zukunft“ und Kunstwart“

Erscheint seit 1. April 1901 wieder als **Münchner Halbmonatschrift** für moderne Kunst und Kultur, koloniale und soziale Politik, Litteratur, Satire, produktive Kritik etc. um den 1. und 16. jeden Monats. **Abonnements** werden von jeder Buchhandlung und von jedem Postamt, oder vom Verlage direkt entgegengenommen (Postzeitungs-Liste Nr. 2924). **Münchner** Auslieferungsstelle: Jos. Ant. Finsterlin Nachf., Salvatorstr.

Bezugspreis 4 Mark vierteljährlich

NB: **Probehefte** unentgeltlich und postfrei vom **Verlage E. Pierson, Dresden.**

WANGEROOG

Nordseebad.

Prospekte versendet
Die Badekommission

Dr. med. Lindtners Sanatorium

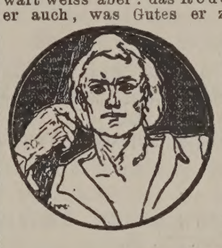
„Finkenwalde“ bei Stettin
(Naturheilanstalt)
Herrliche geschützte Waldlage. Vorzügliche Erfolge
Prospekte frei

Kunstwart

Rundschau über Dichtung, Theater, Musik, Bildende u. angew. Künste

Jährlich 24 Hefte im durchschnittlichen Umfang von ca. 40 Seiten.
Mit Bildern und Notenbeilagen.
Herausgeber: **FERDINAND AVENARIUS.**

Was ist der Kunstwart? Eine Halbmonatsschrift, die vor Allem meldet, was im Kunststaate Gutes und Böses geschieht. Ein Hausfreund für Gebildete, der ihnen und den ihrigen Erhebung und Freude ins Heim bringen will, indem er sie lebendig beteiligt am Wollen und Schaffen der deutschen Kunst. Gleichviel, ob sichs mit Wort oder Ton bethätigte oder mit Linie, Form und Farbe. Der Kunstwart weiss aber: das Reden darüber thuts nicht allein, deshalb zeigt er auch, was Gutes er zeigen kann. Schöpfungen der besten deutschen Dichter, Tonsetzer und bildenden Künstler darf er den Lesern mit seinen Losen Blättern, seinen Bildern und seinen Noten auf den Tisch legen, und daneben solche, die irgend eine Erscheinung im Kunstleben erläutern oder kennzeichnen.



Abonnementspreis Mk. 3.— f. d. Vierteljahr

bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. — Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung

Georg D. W. Callwey, München.

Gnadenheim Lichtenrade im Juni 1902

Durch Gottes reiche Güte veranlaßt einigten wir uns vor Ihm, in Lichtenrade vor den Thoren Berlins ein Haus, das Erholung und Ruhe suchenden Christen an Seele und Leib Erquickung bringen soll, zu gründen. —

Des Herrn Freundlichkeit hat uns in den Stand gesetzt, dafür ein mitten im schönen Walde an der Chaussee von Lichtenrade nach Glasow gelegenes, 25 Minuten vom Bahnhofe Lichtenrade entferntes, 5 Morgen großes Waldgrundstück zur Verfügung zu stellen.

Darauf haben wir zunächst eine Kaffeeküche und einen Versammlungssaal erbaut. Denn da sich allsonntäglich von Berlin aus ein großer Menschenstrom in die Waldungen bei Lichtenrade ergießt, so möchten wir gern diejenigen Ausflügler sammeln, die nach christlichem Beisammensein verlangen.

Des Weiteren haben wir den Plan, auf dem erwähnten Grundstück auch ein größeres Haus zn bauen, in dem Seelen in der Stille beisammen sein können. Wir wissen, daß es in Berlin viele giebt, die in der Hast ihrer Arbeit, in der Aufregung ihrer Freuden und Sorgen, in der Angst ihrer Sünden Sehnsucht haben nach einer Zeit und Stätte der Sammlung vor Gott. Denen möchten wir für Tage oder Wochen ein Heim öffnen, in dem sie unter geheiligter Leitung, im gemeinsamen Schriftlesen und Gebet, in der Stille des Waldes zur Ruhe und zum Frieden kommen könnten.

Wohl fehlen uns für dies „Gnadenheim“ noch die Mittel, denn die Gaben unserer Freunde genügen noch nicht, doch stellen wir das dem anheim, dem Beides gehört, Silber und Gold — und auch unsere Sache.

Der Genossenschaftsvertrag ergiebt, daß keiner von uns oder anderen, die sich mit Geldgaben an unserer Arbeit beteiligen, davon je einen baaren Vorteil haben kann, auch bekommt keiner von uns etwas von dem zurück, was er beigetragen hat.

Wir laden alle Christen Berlins, insbesondere auch alle christlichen Vereine, zu fleißigem Besuche unserer Kaffeehalle hiermit ein, wir bitten sie unsere Zukunftswünsche für unser Gnadenheim auch zu den ihren machen zu wollen und hoffen, daß Gott sie in unserm Heim an Leib und Seele reichlich segnen möge.

Gnadenheim Lichtenrade
G. m. b. H.

Um ungesäumte Erneuerung des Abonnements wird gebeten.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Anfang Juni wurden ausgegeben:

Monatsschrift für die kirchliche Praxis

Der Zeitschrift für praktische Theologie Neue Folge

In Gemeinschaft mit

D. P. Drews, Professor in Gießen — **F. Niebergall,** Pfarrer in Kirn — **K. Teichmann,** Pfarrer in Frankfurt a. M.

und vielen anderen namhaften Vertretern der modernen Theologie

herausgegeben von

Professor D. **O. Baumgarten** in Kiel.

Abonnementspreis für den Jahrgang (12 Hefte) M. 6.—

1902. II. Jahrg. der Neuen Folge

Heft 6

Inhalt:

Notizen.
Die Rechenschaft über unsere Worte. Predigt über Matth. 12, 33—37 gehalten im akademischen Gottesdienst zu Marburg am 12. Januar 1902 von Prof. J. Bauer.
Das Ziel der sittlichen Unterweisung. Von Pfarrer Arndt Scheller.
Kindergottesdienst. Von N. in K.
Aus der Gemeinde.
I. Ueber apologetische Vorträge. Von Stadtpfarrer Dr. Schoell
II. Verarbeitung der Sonntagspredigt. Von Pf. S.
Geschichte der Gemeinde. Von B. in S.
Die Praxis des Amtes und der Kriticismus. Von Pastor Gastrow.
Kirchliche Chronik. Von Professor D. Baumgarten.

Theologische Rundschau

in Verbindung mit namhaften Fachgelehrten

herausgegeben von

D. W. Bousset und **Lic. W. Heitmüller**
Professor in Göttingen — Privatdozent in Göttingen

Abonnementspreis pro Jahrgang (12 Hefte) Mk. 6.—. Einzelne Hefte M. —.80

Fünfter Jahrgang 1902

Heft 6

Inhalt:

Ueber die Begründung der christlichen Wahrheitsgewissheit. Von Max Reischle.
Neues Testament. Leben Jesu I. Von Weinel.
Kirchengeschichte. Moderner Katholizismus I. Von J. Werner.

Zeitschrift für Theologie und Kirche

in Verbindung mit

D. **A. Harnack,** Professor der Theologie in Berlin, D. **W. Herrmann,** Professor der Theologie in Marburg, D. **J. Kaftan,** Professor der Theologie in Berlin, D. **M. Reischle,** Professor der Theologie in Halle a. S., D. **K. Sell,** Professor der Theologie in Bonn

herausgegeben von

D. **J. Gottschick**
Professor der Theologie in Tübingen

Abonnementspreis jährlich (6 Hefte) M. 6.—. Einzelne Hefte M. 1.50

Zwölfter Jahrgang 1902

Heft 3

Inhalt:

Foerster, Harnacks „Wesen des Christentums“ oder eine Verteidigung des christlichen Glaubens?
Ritschl, Theologische Wissenschaft und religiöse Spekulation.
Katzer, Berichtigung.

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Blecher, Pfr. C., **Die Lehre von der Gnadenwahl.** Ein Beitrag zum Verständnis des 11. Artikels der Konkordienformel. 2,25 M., geb. 3 M.

Brandes, Dr. Fr. H., **Unser Herr Jesus Christus.** I. Seine Person. 1,80 M., geb. 2,40 M.

Cremer, Pfr. Lic. Ernst, **Vom Kinderglauben.** Eine Studie über das Wesen des christl. Glaubens. Mit roter Linieneinfassung. 75 Pf. kart m. Gldschn. 1 M.
— — **Die Wiederkunft Christi** und die Aufgabe der Kirche. Vorträge 80 Pf.

Hopp, Pfr. Ernst, **Die Briefe St. Petri** für Freunde christlicher Wahrheit ausgelegt in Bibelstunden. 2 M., geb 2,50 M.

Stosch, P. G., **Zeitgedanken über die heil. Taufe.** 1,20 M.

PIANOS von M 350.— an.
Harmoniums von M 80.- an.
Höchster Rabatt, kleinste Raten. Freie Probelieferung. 10jährige Garantie. Pianos und Harmon. zu vermieten; bei Kauf Abzug der Miete. Illustr. Kataloge gratis-frko.
Wilh. Rudolph, Giessen.

Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz

Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der Krankenpflege widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.

Vaterländischer Frauen-Verein
Frankfurt a. M.

Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung in Tübingen

Steijn, de Wet und die Oranje-Freistaater

Tagebuchblätter aus dem südafrikanischen Kriege

8. 1902. M. 1.75

„Bei Laupp-Tübingen ist soeben erschienen „Steijn, De Wet und die Oranje-Freistaater“, Tagebuchblätter aus dem südafrikanischen Kriege, die einen wirklichen Einblick in die Organisation und das Werden dieses Volkes in Waffen, das den Transvaalern überlegen ist durch Unberührtheit von Gold, und eine durchaus objective Schilderung des Volkscharakters geben. Für uns ist interessant die tiefe, aus Hausgottesdienst erwachsene Bibelfrömmigkeit und die Ablehnung der Mission wegen ihrer Gleichstellung der Kaffern mit den Weissen, die gegen Gottes Ordnung verstösst.“

Professor O. Baumgarten in der Monatsschrift für die kirchliche Praxis 1902

„Es ist schon viel, sehr viel Interessantes über die Boeren und ihren Freiheitskrieg geschrieben worden, Instructiveres aber sicherlich nicht, als die anonym erschienene Broschüre „Steijn, de Wet und die Oranje-Freistaater“, Tagebuchblätter aus dem südafrikanischen Kriege, die als kostbares Quellenmaterial für den Historiker bleiben wird, wenn umfangreichere Werke vergessen sind.“

Leipziger Tageblatt 1902 Nr. 154

„Die weitaus interessanteste von den drei Schriften ist jedoch die oben an erster Stelle aufgeführte eines Verfassers, der sich — bezeichnender Weise — nicht nennt . . . . . Was wir hier vor uns haben, ist ein genau geführtes Kriegstagebuch. Diese letztere Veröffentlichung vor allem empfiehlt man Lesern, welche sich ein Bild von der Eigenart des Krieges, der Boeren und einer Reihe ihrer hervorragendsten Führer machen wollen, gerne auf wärmste.“

Allgemeine Schweizer Zeitung, 30. März 1902

Nr. 8 d. J. vergriffen, Zusendung der Einzelnummer sehr erwünscht.

Verlag der Christlichen Welt

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg